

Inhaltsverzeichnis

Präsentation:

Max DOPPELBAUER, <i>Grenzenlose Wissenschaft</i>	4
--	---

Artikel:

Rudolf A. HANEL, <i>Der Prozess Wissenschaft</i>	6
--	---

Albert BASTARDAS BOADA, <i>Lingüística y (psico)sociología: Una interdisciplinarietà necesaria</i>	20
--	----

Georg KREMNITZ, <i>Sprache, Gesellschaft und Kommunikation: Versuch einer vorläufigen Ortsbestimmung</i>	30
--	----

Max DOPPELBAUER, <i>Why Sociology Needs the Linguist</i>	39
--	----

Clemens SANDER, <i>Die Bedeutung von Sprache im qualitativen Paradigma der Sozialforschung</i>	56
--	----

José Luis BLAS ARROYO, <i>Reflexiones en torno al concepto de convergencia lingüística y su aplicación a las variedades del español en contacto con el catalán. Aspectos estructurales y sociolingüísticos</i>	75
--	----

Gerald MOZETIČ, <i>Soziologische Analysen von Literatur und Literatur als Soziologie</i>	93
--	----

Heinrich STIEHLER, <i>Migration und Oralität am rumänischen Beispiel. Ein Beitrag zur Soziologie der Kommunikation</i>	106
--	-----

Verena BERGER, <i>„Clandestinas“ - Illegale Migration aus der Karibik im spanischen Film der Gegenwart: Princesas (2005) und Agua con sal (2005)</i>	117
--	-----

Grenzenlose Wissenschaft

Max DOPPELBAUER, Wien

„Über die Grenze“ (Österreich, 2005) ist ein Dokumentarfilm über Grenzerfahrungen am Beginn des 21. Jahrhunderts. [...] Über die Grenze wird zu einer Reise durch Landschaften und Mentalitäten, in einem verschwindenden und zugleich neu entstehenden Raum [...] www.ueberdiegrenze.at

„Es ist charakteristisch für Grenzen, dass sie nicht exakt sind, denn sie sind immer künstliche (!) Unterbrechungen von etwas von Natur aus Kontinuierlichem“, sagt Roland Girtler in seinem Buch über das Abenteuer Grenze¹ und schließt seine Einleitung mit den Worten:

„Grenzen sind also etwas Ambivalentes. Zum einen schafft sie der Mensch, um sich zu schützen oder um sich zu verbergen, zum anderen stacheln sie seine Neugierde unablässig an, sind ein dauernder Anreiz, um mit allerhand Tricks und Kniffen überschritten zu werden, um hinter sie zu blicken oder um insgeheim etwas über sie hinüberzuschaffen. Darin liegt das eigentlich Spannende im Menschen, denn ohne diese Neugierde und ohne diese Tricks würden Kulturen und Menschen im immer gleichen Zustand verharren.“ (ibid.: 15)

In diesem vorliegenden Heft haben wir uns auf die Suche gemacht, um die Grenzen zwischen Philologie und Soziologie zu erkunden und diese zu überschreiten, denn auch zwischen wissenschaftlichen Disziplinen sind die Grenzen künstliche, d. h. vom Menschen geschaffene. Nach wie vor bestimmen jene selbst gezogenen Grenzen den wissenschaftlichen Alltag, obwohl Interdisziplinarität in wohl allen wissenschaftlichen Bereichen bereits eingezogen ist. Von vielen zwar abschätzig als Bindestrich-Wissenschaften tituliert, fungieren Untersuchungen von Überlappungsbereichen als notwendige Brücken in Richtung einer wünschenswerten Gesamtsicht. Gerade die Romanistik stellt (zumindest in

¹ Girtler, Roland, 2006. *Abenteuer Grenze*. Wien: LIT, 14.

ihrer universitären Organisationsstruktur) heute eine Disziplin dar, die nicht nur viele Sprachen, sondern auch unterschiedliche Zugänge zu verschiedenen und doch zusammenhängenden Kulturen vereint. Innerhalb dieser scheint es vielleicht besonders leicht, Grenzen zu überschreiten, um deren Symbolhaftigkeit zu entmythifizieren.

Unsere Wanderung beginnt in einem eher allgemeinen Raum, der den „Prozess Wissenschaft“ zu beschreiben versucht, und geht dann weiter durch theoretische Überlegungen und praktische Anwendungen innerhalb der Romanistik.

Zu Beginn freut es uns, erstmals in einer Ausgabe der *QVR* einen naturwissenschaftlichen Beitrag vom Mathematiker und Physiker Rudolf A. Hanel zu präsentieren, in dem klar wird, dass die Naturwissenschaften mit ähnlichen Fragestellungen und Problemen ringen wie geistes- und sozialwissenschaftliche Disziplinen. Gerade auch das Modell komplexer Systeme, das ja von Edgar Morin² bereits von philosophischer Seite präsentiert wurde, scheint hier viel versprechend. Es ist interessant zu beobachten, dass sich naturwissenschaftliche Disziplinen davon entfernen, so genannte „exakte“ Wissenschaften zu sein. Es könnte sein, dass sich gerade durch interdisziplinäres Arbeiten Wissenschaftsbereiche einander annähern, die bisher einander abgewandt schienen, oder zumindest ähnliche Modelle zu erkennen geben. Albert Bastardas Boada versucht eben dieses Modell des komplexen Systems auch für die Disziplinen der Linguistik, der Psychologie und der Soziologie anzuwenden, denen er die Notwendigkeit einer Interdisziplinarität unterstellt, und womit zumindest aus sprachwissenschaftlicher Sicht bisher unmöglich geglaubte Synthesen gebildet werden können. Georg Kremnitz führt unsere Wanderung weiter in das Spannungsfeld zwischen Sprache, Gesellschaft und Kommunikation, bevor Max Doppelbauer mit einem anderen Zugang versucht, aus Aspekten einer wissenschaftshistorischen Perspektive der Soziolinguistik die Notwendigkeit der Zusammenarbeit von Soziologie und Sprachwissenschaft zu unterstreichen. Aus der Sicht des Soziologen präsentiert Clemens Sander einen weiteren theoretischen Beitrag aus dem Grenzbereich zwischen Soziologie und Sprachwissenschaft, während José Luis Blas Arroyo diesen Grenzbereich in einer angewandten Arbeit darstellt, nämlich an jenem der Sprachkontaktforschung zwischen dem Kastilischen und dem Katalanischen. Gerald Mozetić führt die soziologische Grenzwanderung theoretisch weiter ins literarische Feld, das dann von Heinrich Stiehler praktisch am rumänischen Beispiel bearbeitet wird. Den Abschluss unserer philologisch-soziologischen Studien macht Verena Berger, die das sehr aktuelle soziale Phänomen der „illegalen“ Migration im spanischen Gegenwartskino präsentiert.

Wir hoffen, mit dieser theoretischen und angewandten Mischung (noch) bestehende disziplinäre Grenzen weiter verwischt zu haben.

² Morin, Edgar, 1990. *Introduction à la pensée complexe*. Paris: ESF.

Der Prozess Wissenschaft

Rudolf A. HANEL, Antwerpen

Im folgenden Artikel möchte ich auf einige Fragen und Ideen eingehen, die mir allgemein in meiner Tätigkeit als theoretischer Naturwissenschaftler und speziell aus der Beschreibung *komplexer Systeme* heraus zunehmend wichtig erscheinen und unlösbar mit den Phänomenen Sprache und Gesellschaft verknüpft sind. Tatsächlich kann man sich diesem Thema von diversen Positionen aus annähern, und dieser Umstand ist im direkten Sinne auch der Witz an der Sache. Beginnen wir am besten mit einer Frage: Der Ontologe unter den Naturwissenschaftlern würde immer gerne zu dem Sein der Dinge vordringen, wobei den Epistemologen unter den Naturwissenschaftlern interessiert, was er über die Dinge sagen kann. Wenn nun der Epistemologe dem Ontologen vorwirft, er könne doch nicht behaupten, dass seine Aussagen über die Welt die Wirklichkeit beschreiben, da er doch nur darüber aussagen kann, was wir von der Welt wissen, und er deshalb nicht erkennen könne, was wirklich passiert, der Ontologe dem aber entgegenhält, dass er Messungen machen kann und auf diese Weise sehr wohl etwas darüber erfährt, wie die Welt wirklich ist, und demnach auch etwas darüber aussagen kann, was dann? Können diese Gegensätze versöhnt werden?

Wie immer wir selbst zu der Frage stehen mögen, so sei doch erwähnt, dass diese Frage lange und sehr emotional geführte Diskussionen in den Naturwissenschaften des letzten Jahrhunderts ausgelöst hat. Etwa im Diskurs Einstein-Bohr, oder im Diskurs zwischen frequentistischen und bayesianischen Wahrscheinlichkeitstheoretikern. Da mir ein Kollege letztlich bestätigte, dass ganz ähnliche Streitigkeiten auch jüngst in heftiger Weise über die Natur der Temperatur geführt werden, scheint es angebracht, diese Frage in einem allgemeineren Rahmen erneut aufzuwerfen. Auch eine sich fortschreitend in Spezialgebiete auffächernde Wissenschaft erfordert in zunehmendem Maße eine Kommunikation der Sachverhalte über die Sprachgrenzen der einzelnen Inhaltsstränge oder Wissensinseln hinweg, in welchen die Wissenschaft sich organisiert. Unterschiedenes steht aber durch den Kontrast des Unterschieds selbst in Beziehung zueinander. Eine Methodik der interdisziplinären Kommunikation, welche es erlaubt, nicht nur die Sprache, sondern auch die Verständnisinhalte in ihrem funktionellen Ineinandergreifen zu erfassen, wird immer wünschenswerter. Es bestehen Forschungsbereiche, in denen jeder einzelne Spezialist eine eigene Sprachinsel zu bewohnen scheint. Dies deutet darauf hin, dass nicht wahrgenommene relevante Kontraste auf der pragmatischen Ebene des Wortgebrauchs bestehen, die vernachlässigte konzeptionelle Schwierigkeiten reflektieren und eine konkrete Haltung den be-

trachteten Phänomenen gegenüber erschweren. Uns zwingt letztlich der begrenzte Raum, den der vorliegende Rahmen zur Verfügung stellt, zu einer Ökonomie der Darstellung, welche selbst einen Teil der Phänomenologie ausmacht, die wir zu beschreiben suchen: Wie wird Wissen?

Aufgrund der Komplexität und Offenheit des Themas, dessen Spielregeln nicht *a priori* festgelegt sind, und welches notwendiger Weise auch all die kontroversen und divergierenden Standpunkte unserer provisorischen Weltansichten umarmt, wollen wir uns daher darauf beschränken, zwei spezifische Grundlinien des Spielfeldes zu entwickeln. Die Beziehungen der Grundlinien zu einem potentiellen allgemeinen philosophischen Schema, beziehungsweise einer Kosmologie, welche wir *Organisationstheorie komplexer Systeme* (OKS), aber mit gleichem Recht Theorie interdisziplinärer Wissenschaft nennen könnten, stellen sich von selbst ein. Der kosmologischen Dimension kann nicht entronnen werden, da wir in der Untersuchung des Sachverhaltes zwar den Schwerpunkt von Augenmerk A nach Augenmerk B verschieben können, die Logik aber, und dadurch werden alle bezogenen Augenmerke begründbar, ist identisch mit dem eigentümlichen Netz menschlicher Erfahrungen, das sich in der Koordination der menschlichen Genesis mit dem allgemeinen Fortgang der Dinge entwickelt hat. Es wäre Unsinn zu meinen, dass unsere Weltansicht unabhängig von unserem Vermögen bestünde, die Sachverhalte zu organisieren. Die gespielten Grundlinien werde ich als *autokatalytisches Wort Nexus* (AWN) und als *zweitaktiges Spiel der Wissenschaft* (ZSW) bezeichnen.

Zuallererst gibt es die Wissenschaft als solche gar nicht. Es gibt Menschen, die diverse Dinge tun und diverse, in ihrem eigentümlichen Verstehen festgehaltene Sachverhalte aus ihren individuellen Historien heraus in eigentümlicher Art und Weise verwenden. Uns ist die absolute Sicherheit des Soseins der Dinge nicht gegeben, sondern eine Betrachtung folgt der anderen. Betrachtungen sind auch nur eine spezielle Form des Handelns. Gehandelt wird aber nicht rein zufällig, sondern aus Bedürfnissen, Wünschen und Erwartungen heraus, und dies so lange, als eben das einzelne Individuum Bestand hat. Was dies über das Werden von Wissen aussagt, ist nicht *a priori* klar. Es ist aber immer so, dass wir von Worthülsen, die eine vage Ahnung einfangen, durch die Beigesellung von Kontrasten, zu konkreteren Vorstellungen vorstoßen. Der enge Verband zwischen sozialer Organisation und Weltansicht ist immanent. Für die Sozial- und Sprachwissenschaftler mag diese Interdependenz von Tatsache und Täter die Selbstverständlichkeit ihres täglichen Brotes sein, für den Naturwissenschaftler ist dieser Zusammenhang meist um so weniger deutlich, je beherrschender die Idee der allgemeinen Gültigkeit eines Sachverhaltes die Erwartung des Betrachters im Griff hält. Der Prozess der Begriffsbildung tritt dabei nahezu unsichtbar hinter das erwartete Bild zurück. Wir haben einerseits mit der historisch bedingten Nähe der Vorstellungen des Naturgesetzes als Vorstellung des ewig Gültigen,

dem göttlichen Gesetz, zu kämpfen, und andererseits mit unserer – nicht immer adäquaten – Einschätzung unserer Fähigkeiten, jene zu erkennen. Die Wirklichkeit führt uns aber immer zum „Alles fließt!“ zurück. Unsere Aussagen über die Welt sind genötigt, unvollständige Listen von Worten zu bleiben, und unsere Diskussionen endliche Variationen des Konkreten im Potentiellen. Aus der Not eine Tugend machend, erfindet man an dieser Stelle die Epistemologie der Wirklichkeit, in Klarheit darüber, dass jene unvollständig bleiben muss. Potentiell offen und adaptionsfähig kann alles, was ausgesagt wird, prinzipiell Teil der Epistemologie sein, und die durch Worte dargestellten Strukturen können untersucht werden (wenn wir etwa an wissenschaftliche Protokolle denken). Ein mit fehlerhafter Einschätzung unserer epistemologischen Fähigkeiten verbundener Irrtum wurde bereits durch Whitehead als der Trugschluss unzutreffender Konkretheit bezeichnet (Whitehead 1929). Wie uns die Geschichte etwa am Beispiel des Newton'schen Kalküls gegen all seinen Erfolg, all seine Nützlichkeit und historische Notwendigkeit lehrt, war die Vorstellung von punktförmigen Teilchen, die sich in einem absoluten Raum-Zeit-Kontinuum zueinander verhalten, genial, doch zu konkret. Der Erfolg einer Theorie kann dann zu einer Brille werden, unter der experimentelle Daten in einer Inversion der Sichtweise betrachtet werden. Das gewonnene Bild beeinflusst die Interpretation der Daten und das Bemerkte von Inkohärenz oder Inadäquanz verliert an Salonfähigkeit. Wäre etwa Einstein nicht in der Lage gewesen, anders als Galilei oder Newton in die Welt zu blicken, er hätte die Relativitätstheorie niemals formulieren können. Hätte aber im Weiteren eine Madame Curie einen jungen Herrn Einstein nicht unter ihren einflussreichen Schirm genommen, wer weiß, ob man seiner Variante der Geschichte zugehört hätte.

In der Pragmatik manifestieren sich die zwei Spiele der Wissenschaft auf gänzlich natürliche Weise. Erstens, als das Individuum, das Erfahrungen macht, mittels derer es sich mit den Phänomenen verbindet, während zweitens der Erfahrungsaustausch mit Seinesgleichen dasselbe Individuum mit der Gesellschaft verbindet. Ein individuelles, experimentelles Spiel um die Wirklichkeit und ein soziales Spiel um die Realität. Ein Beispiel: Gehen wir im Wald spazieren und essen zufällig von den falschen Pilzen, könnte dies zu spezifischen, sehr wunderlichen Erlebnissen führen (etwa ein Gespräch mit kleinen Leuten im Moos). Es ist aber leicht einzusehen, dass (außer unter zeremoniellen Umständen) ein solches Ereignis mit fast verschwindender Wahrscheinlichkeit relevante soziale Bestätigung finden würde. Die individuelle Geschichte führt dann zu keinem sozialen Konsens darüber, ob die Wirklichkeit des einen, über sein individuelles Erleben hinaus, tatsächlich geschehen ist. Die wirklichen Dinge werden erst im sozialen Konsens real. Es ist also sinnvoll festzustellen, dass es wirkliche Dinge gibt, die nicht real sind. Umgekehrt ist der Schluss, dass ein reales Ding für jeden in gleicher Weise wirklich wäre, falsch. Dies erinnert an Kassners erste physiog-

nomische Regel: Die Dinge sind so, wie sie aussehen, weil sie nicht so aussehen, wie sie sind! (Kassner 1919)

Der Anschein macht Teil unseres Seins aus, während das Sein vom Anschein unterschieden ist. Der Konsens legt die Gemeinsamkeit in den Wirklichkeiten nur so weit fest, wie es der Prozess der Konsensfindung bestimmt. Dies heißt aber auch, dass Realität im Gegensatz zur Wirklichkeit etwas Abstraktes ist, eine Skizze der sozialen Gemeinsamkeiten, die uns als operative Begriffe zur Verfügung stehen und mittels derer wir dem Kontext entsprechende Verhaltensmuster programmieren und unsere Pragmatik organisieren. Der Begriff verbindet Wort mit Erfahrung. Dadurch erscheint ein Begriff abstrakt in Bezug auf die Wirklichkeiten, die ihnen zugrunde liegen. Als im einzelnen Individuum geprägte Entitäten sind sie aber wirklich und real, als im sozialen Kontext verstandene und im gemeinsamen Konsens als Begriffe angesprochene Entitäten. Dies führt dazu, dass wirkliche Dinge niemals falsch sind, wenn auch manchmal so subjektiv, dass sie nur von einer einzigen Person bestätigt werden können, wohingegen als real gehandhabte Begriffe sich gegebenenfalls als falsch erweisen können, obwohl sie von einer Vielzahl von Einzelpersonen behauptet werden. An dieser Stelle könnte man auf die historische Auseinandersetzung zwischen epizyklischer und Kepler'scher Vorstellung von Planetenbahnen verweisen. Die Epizyklus-Theorie war potent genug, alle beobachteten Planetenbahnen zu beschreiben und wurde vehement gegen die Kepler'sche Vorstellung behauptet. Warum sagen wir heute also, dass die Epizyklus-Theorie falsch war? An diesem Punkt müssen wir eine andere Idee bemühen und die Frage stellen, unter welchen Gesichtspunkten wir die Adäquanz von Theorien (kanonisierte Realitäten) ordnen. Hier benötigen wir die Vorstellung eines Möglichkeitsraumes, in dem als real erachtete Sachverhalte genauso wie hypothetische Sachverhalte, die sich nicht in der experimentellen Erfahrung realisieren, Platz finden. Dies kann als der Hypothesen-Raum einer Kette bayesianischer Schlussfolgerungen gesehen werden, die bei der Methodik Laplace' eine fundamentale Rolle spielen, wie auch bei E. T. Jaynes (Jaynes 1957), der ihre Rolle als Prozedur wissenschaftlichen Schließens propagiert und als exzellenter Analyst wissenschaftlicher Missverständnisse eine breitere Aufmerksamkeit verdient. Aus historischen Kontroversen heraus kommt die bayesianische Methodik aber erst in jüngerer Zeit, etwa im Bereich der Bildverarbeitung, zu erfolgreicher regelmäßiger Anwendung. Der Möglichkeitsraum ist aber auch dem Begriff, wie er etwa bei S. Lem Verwendung findet (Lem 1964), verwandt. Nun können wir eine Theorie ersinnen, welche in der Lage ist, neben der behaupteten Realität, eine Vielzahl anderer hypothetischer Realitäten zu beschreiben, indem einige der Kontrollparameter der Theorie angepasst werden. Sind wir aber auch in der Lage, eine andere Theorie zu ersinnen, welche auch die behauptete Realität beschreibt, aber durch Anpassung ihrer Parameter nur einen viel kleineren Ausschnitt der hypothetischen Realitäten, die

sich nicht zu realisieren scheinen, darzustellen vermag, so bevorzugen wir letztere Theorie. Diese Wahl geschieht aus der Intuition heraus, dass die unflexiblere (und doch adäquate) Theorie auch ein geringeres Maß an Beliebigkeit in den Gebrauch ihrer strukturellen Begriffe aufnimmt und so in einem geringeren Sinne falsifizierbar wird. Um aber Realitäten miteinander zu messen, können wir auf die bunte Meute hypothetischer Begleiter (Variationen) nicht verzichten, ohne dabei die Durchführbarkeit des Auswahlprozesses selbst zu gefährden.

Im mathematischen Kalkül theoretischer Physik hat sich die Bedeutung des Variationsprinzips – als mathematisches Verfahren zur Bestimmung des sich realisierenden Ereignisses aus einer Reihe von möglichen Ereignissen – formal seit langem niedergeschlagen. Dass dasselbe Prinzip sich auf der Ebene der Theoriebildung wiederholt, ist, denke ich, ein Umstand, dem bei weitem weniger Aufmerksamkeit geschenkt wird. In diesem Sinn ist dann auch das Okham'sche Prinzip wissenschaftlicher Ökonomie zu verstehen. Die ökonomische Hypothese ist aus der Vielfalt nach dem zuvor beschriebenen Variationsprinzip zu ziehen und nicht durch eine *a priori* Einschränkung der zulässigen Variationen. Eine Theorie – und glaubten wir noch so sehr an sie – nicht mit möglichen Alternativen zu vergleichen und in Konkurrenz zu bringen, würde uns der Fähigkeit berauben, aus den Erfahrungen und experimentellen Befunden heraus von der guten zur besseren Theorie fortzuschreiten.

Im Spiel um die plausibelste Theorie werden zwar manchmal neue Begriffe erfunden, aber meist wird die Bedeutung bestehender Begriffe in einem neuen konzeptuellen Gefüge, welches der phantasievollen Variation entsprungen ist, neu eingestellt. Solche Bedeutungsverschiebungen sprechen sich aber nicht gleichzeitig überall herum, sodass manche Begriffe in mannigfaltigen Bedeutungsschattierungen bestehen. Es erscheint nahe liegend, dass besondere Sorgfalt darauf verwendet werden muss, die Kontraste zwischen den diversen Variationen klar herauszuarbeiten, um Aussagen ihrem eigenen Kontext entsprechend zu interpretieren und ihnen nicht die Bedeutung, die sie in einem anderen Kontext annehmen würden, unterzuschieben. Einem solchen Ideal kann nicht absolut genügt, sondern nur progressiv gefolgt werden. Trotzdem, was stellt dieses Ideal dar: eine kontrastierte Beschreibung aller Fragmente vorliegender Begriffsvariationen, die als Gegebenheit wiederum Umstand individueller und sozialer Auseinandersetzung wird – die Epistemologie der Erfahrungshaltungen.

Die Interaktionen zwischen Experiment und Wortspiel sind viel zu weitläufig, um hier auch nur annähernd ausgelotet zu werden. Stellen wir aber einmal fest, dass das Wissen einer Zeit einerseits als sinnliche Intuitionen in den Köpfen von Menschen (den Denkern des Umstandes) besteht, andererseits als gesprochenes oder geschriebenes Wort, weiters auch noch in den strukturellen Gegebenheiten einer Gesellschaft selbst, ihrer Architektur und Soziopolitik, ihrer Kunst, Religion und ihren Werkzeugen und letztlich an der Schnittstelle zwischen

dem Menschen und seiner allgemeinen kosmologischen Einbettung, aus der alle Information gezogen wird, so wird die Komplexität des gesamten Nexus offensichtlich. Wir stehen aber auch nicht bar aller nützlichen Kontraste da.

Auf der sozialen Ebene partizipiert Wissensdynamik etwa an den Bedingungen, unter denen Individuen geboren werden, aufwachsen, den Sprachgebrauch im alltäglichen Umgang assimilieren, unter den spezifischen Umständen der Entwicklung individueller Beziehungen zum kosmologisch-phänomenologischen Kontext im Allgemeinen und zum sozialen Kontext im Speziellen. Die sozialen Beziehungen aber definieren sich über überlagernde Gruppen von Individuen, Gesellschaften, die durch gemeinsame Interessen gebildet werden und ihren eigenen Sprachgebrauch und ihre eigene Pragmatik schleifen. Je nachdem, ob solche Gesellschaften lang- oder kurzlebig im Vergleich zur Lebensspanne ihrer Mitglieder sind, nimmt die Gesellschaft an Lehre und Tradierung von Sprachgebrauch teil. In diesem Prozess schaffen die einen Teilprozesse die Randbedingungen für andere Teilprozesse. Diese Eigenschaft ist genau jene, die einfache Systeme von komplexen Systemen unterscheidet. Teilprozesse können nicht mehr – als völlig eigenständige Entitäten isoliert – unter bestimmten Randbedingungen betrachtet werden, sondern nur noch als ein System sich gegenseitig organisierender Teilprozesse. Solche Systeme besitzen im Allgemeinen eine völlig eigene Gesetzmäßigkeit, die mit den Gesetzmäßigkeiten der isolierten Teilprozesse unter festen Randbedingungen nicht viel gemein haben muss. Hier wäre etwa der Kondensator und die Spule zu nennen, welche einzeln, unter fixen Randbedingungen betrachtet, einem Gleichgewichtszustand zustreben, zusammen aber, als Schwingkreis, oszillieren. Dass es trotzdem möglich ist, allgemeine Aussagen über komplexe Prozesse mit vielen Einzelkomponenten zu treffen, werden wir im Weiteren entwickeln.

Mit Shannons Informationstheorie wurde es deutlich, dass ein enger Zusammenhang zwischen der Gesetzmäßigkeit von Wärmekraftmaschinen (Carnot-Prozesse) und Information besteht (Kauffman 2000). Im Wesentlichen ließe sich der Sachverhalt so ausdrücken, dass es einem geschlossenen System nicht möglich ist, genügend Information über sich selbst zu gewinnen, um sich aus seinen inneren Energiepotentialen *ad infinitum* weiter zu betreiben (Unmöglichkeit eines *Perpetuum Mobiles*) und dass ein gegebenes Wärmepotential nur mit einem gewissen Wirkungsgrad betrieben werden kann. Eine idealisierte Wärmekraftmaschine kann als ein Kolben gefüllt mit idealem Gas betrachtet werden, der durch abwechselnde Kopplung zwischen heißem und kaltem Reservoir den Kolben treibt und den Wärmefluss mit einem gewissen Wirkungsgrad, der einen, nur von der Temperaturdifferenz der Reservoirs bestimmten, maximalen Wirkungsgrad nicht übersteigen kann, in Arbeit verwandelt. Das umkoppeln der Reservoirs führt dabei zu einer zyklischen Expansion und Kontraktion des Kolbens.

Der wissenschaftliche Arbeitszyklus wird aber getrieben durch Innovationspotentiale, die Kummulation an Beobachtungen welche der Wissenschaftler in seinem Betreiben aufnimmt. Aus diesen Beobachtungen muss schließlich alle Theorie und die Ausrichtung des Interesses kondensiert werden. In einem Arbeitszyklus wird nun eine Teilmenge an Beobachtungen, die für eine Untersuchung von gewichtbarer Relevanz erscheinen, herausgegriffen. Der Wissenschaftler nimmt dabei das zur Verfügung stehende Potential in seine Untersuchung auf und stellt damit eine Frage, die einen informativen Kontrast experimentierbar macht. Das aufgenommene Potential (heißes Reservoir) expandiert nun das Volumen möglicher Antworten zur gemachten Potentialauswahl. An dieser Stelle im Prozess ist unsere *a priori* Haltung durch die Gewichte, die wir der Relevanz der aufgenommenen Potentiale zuordnen, bestimmt und erklärt die Wahrscheinlichkeiten, mit denen wir die möglichen Konkretisierungen des Experiments erwarten. Die Konkretisierung des eigentlichen Experiments (kaltes Reservoir) reduziert darauf das Volumen der Möglichkeiten auf seine eigentümliche Weise und bestimmt unsere neue Haltung *a posteriori*. Expansion und Einingung des Möglichkeitenkreises formen dabei einen experimentellen Zyklus, wobei das Innovationspotential Arbeit an unserer Haltung, unserem Einschätzungssystem geleistet hat, während das physische Experiment physische Arbeit geleistet hat.

Das menschliche Handlungs- und Handelssystem ist ein Teilaspekt einer allgemeinen Ökonomie, welche die Verbindlichkeiten der Gesellschaft als soziale Realität propagiert. Die Schlussfolgerungen, die wir aus der Analogie zum Carnot-Prozess ziehen können, sind erstens, dass man nur einen, dem sozialen Wirkungsgrad entsprechenden Anteil des Innovationspotentials der gemachten Erfahrungen in den Verbindlichkeiten realisieren kann. Eine Verbindlichkeit ist dabei die sich aus der Dynamik der sozial gekoppelten Einschätzungsrealitäten ergebende Organisation der Erfahrungstatsachen oder Wirklichkeiten. Zweitens, dass der Wirkungsgrad der Umsetzung von Innovationspotential und Einschätzungsadaptation umso höher ist, je größer die Differenz zwischen der Zahl der in einem Zyklus *a priori* erwartbarer und der Zahl *a posteriori* auswählbarer Möglichkeiten einer Sachverhaltsdomäne ist (Temperaturdifferenz). Da die so gewonnenen Aussagen fast als trivial richtig erscheinen, festigt dies unser Vertrauen in die vorausgesetzte Analogie. Wir sehen, dass eine tradierte *a priori* Einschränkung der erlaubten Variationen einer Einschätzung – bedingt etwa durch einen überzogenen Glauben an die Richtigkeit dieser Einschätzung – den Wirkungsgrad der realitätsformenden Einschätzungsadaptation reduziert. Die Umsetzung von Innovationspotential stagniert. Umgekehrt nimmt der Wirkungsgrad auch dann ab, wenn unter vielen Möglichkeiten nicht diskriminiert wird, beziehungsweise, die Erfahrungen, die wir machen, nicht informativ genug sind, um zwischen Kontrasten wählen zu können.

Das Wort begleitet all unser wissenschaftliches Treiben mit Gesellschaft und ihren Phänomenen. Darüber hinaus wird die Phänomenologie des Wortes und des Wortgebrauchs selbst ebenfalls Gegenstand von Untersuchung und Erfahrung und der daraus resultierenden Einschätzungen. Dadurch haben Begriffe über das Individuum an den Wirklichkeiten (Bedeutung) teil und durch ihren Gebrauch in der Kommunikation an den Realitäten (Wort). Das erlaubt es uns über die Bedeutung eines Begriffes zu sprechen, die letztlich aber nicht wieder im Wort, sondern im Verständnis des Begriffes und der daraus resultierenden Pragmatik besteht. Im Sprechen über Bedeutung werden aber nur Erklärungen assoziiert, welche mit einer verstehenden Intuition rechnen können. Auf der Ebene des Wortes bestehen deshalb gerichtete Netzwerke sich gegenseitig erklärender Begriffe. Dabei wird jedem Begriffspunkt im Begriffsraum ein Erklärungskontext im Begriffsraum zugewiesen. Wir denken dabei an Pfeilchen, die von den erklärenden Begriffen zu den erklärten Begriffen zeigen. Nun ist die Anzahl der Begriffe im menschlichen Begriffsraum endlich, sodass ein solches Netzwerk in sich geschlossen und selbstbezüglich sein muss. Durch die sozialen Bestätigungsprozesse werden die Assoziationsstärken im Nexus bestimmt, wodurch wir im Wesentlichen ein autokatalytisches Netzwerk erhalten. Dies reicht aber aus, um erwartbare Größenordnungen von Begriffsteilmengen, den Grundbegriffen, in einem AWN zu bestimmen, die in der Lage sind, die gesamte Begriffsmenge durch schrittweise Erklärung aus den Grundbegriffen (Axiome) und bereits erklärten Begriffen heraus zu entwickeln.

Passiv als Erklärung gedeutet – erscheint der Sachverhalt aktiv gedeutet, als Definitionshierarchie über den Axiomen. Wichtig ist, dass bei einer ausreichenden Erklärungsdichte, beziehungsweise einer ausreichenden Anzahl von Pfeilchen im Wort-Raum, ein Phasenübergang im autokatalytischen Netzwerk eintritt (Hanel/Thurner/Kauffman 2005). Vor dem Phasenübergang beginnt man mit einer Anzahl von Begriffen und kann eine Reihe anderer Begriffe darüber aufbauen. Der Prozess stirbt aber schnell aus und kein weiterer Begriff ist mehr aus den erklärten Begriffen heraus erklärbar. Nach dem Phasenübergang stirbt der Erklärungsprozess bei gegebener kritischer Menge an Grundbegriffen nie aus und (nahezu) alle möglichen Begriffe sind potentiell erklärbar und die Erklärungslogistik wird selbstunterhaltend. Die Begriffe sprechen letztlich in Erklärungszirkeln über sich selbst. Ist ein Individuum dann in der Lage einen Satz von Grundbegriffen intuitiv zu erfassen, so ist jeder in dem AWN befindliche Begriff dem Individuum potentiell erklärbar und den Erklärungen entlang intuitiv fassbar.

Dies mag uns in der Hoffnung der Wissenschaft bestärken, dass es möglich sei, einen vergleichsweise kleinen Kanon von Grundbegriffen zu isolieren, mittels dessen der gesamte Begriffsraum – unsere Realität – erklärt werden kann. Es ist aber unzulässig daraus zu schließen, dass es eine eindeutig formulierbare Realität

gäbe. Im Gegenteil: Es werden sich viele verschiedene Grundmengen zusammenstellen lassen, die den gesamten Begriffsraum durch unterschiedliche, auf den Grundbegriffen aufbauende Erklärungshierarchien erzeugen. Es ist möglich, dass sehr unterschiedlichen Erklärungslogistiken auf sehr verschiedene Arten über die gleichen Dinge sprechen. Zwei Individuen mit unterschiedener Begriffs-logistik müssen sich demnach nicht unmittelbar verstehen können. Vor allem, weil das Individuum nicht dazu neigt, alle potentiell erklärbaren Begriffe im Begriffsraum auch tatsächlich zu verwenden. Potentiell erklärbare Begriffe werden aus der individuellen Historie heraus durch die entsprechende Erklärung selbst umschrieben oder durch Erklärungsfragmente oder Synonyme ersetzt. Es ist so möglich, dass einige der Begriffe, die für den Einen einen Teil seiner intuitiven Basis darstellen, dem Anderen nicht einmal bekannt sind. Trotzdem können zwei solche Individuen weitgehend darauf vertrauen, dass, solange ihre individuellen Begriffsraumlogistiken in den selben Erfahrungstatsachen ankeren, das System des einen durch das System des anderen verstanden werden kann und *vice versa*. Wir können also darauf vertrauen, dass die *Ich*-einsamen Wirklichkeiten, durch ihren Bezug auf gemeinsame Phänomene, weitgehend transzendent sind und folgern daraus, dass je zwei einnehmbare erzeugende Positionen gegenseitig in ihren Grundbegriffen ausdrückbar sind. Dies ist aber nichts anderes, als das Invarianzprinzip im Raum der Begriffslogistiken (Inertial-Systeme).

Schränken wir den Begriffsraum dabei nicht auf den Begriffsraum eines spezifischen wissenschaftlichen Fachgebietes ein, sondern blicken auf das gesamte menschliche Begriffsvokabular, in dem schließlich jedes Teilvokabular – wissenschaftlich oder nicht – eingebettet liegt, so wird ebenfalls schnell ersichtlich, warum eine Wissenschaft des *Werdens von Wissen*, welche die potentiellen Wechselbeziehungen zwischen verschiedenen Disziplinen als Aspekte beinhaltet, durch die Gesetzmäßigkeiten der die Disziplinen verbindenden Sprachen, dazu gezwungen wird, letztlich eine Kosmologie der in Worte fassbaren Realitäten über den Wirklichkeiten zu sein. Ganz ähnlich wie Skalentransformationen und Koordinatentransformationen zwischen bestimmten Eichmaßen und Messkonfigurationen vermitteln, um eine dahinter liegende invariante Realität zu manifestieren, die in verschiedenen Kontexten gemessen wird, so kann man auch Erklärungshierarchien im allgemeinen kosmologischen Rahmen aufzeichnen, und Erklärungsstransformationen zwischen den Schemata rekonstruieren, hinter der sich die invariante Wirklichkeit abzeichnet.

Ich möchte hier eindringlich auf die ausgezeichneten Arbeiten von S. Jain und S. Krishna (Jain/Krishna 2002) verweisen, die unter anderem den nützlichen Begriff der Keystone-Spezies prägen, den wir hier einfach mit der Bezeichnung Schlüsselbegriff in unseren AWN Kontext übertragen wollen. Kurz gesagt sind Keystones Objekte, ohne die die Logistik des Netzwerkes zusammenbricht, etwa weil im Beispiel eines Ökosystems eine Schlüsselposition in der Nahrungskette

wegfällt. Dabei geht man davon aus, dass die potentielle Anzahl der möglichen Begriffe (Spezies) unbeschränkt ist, aber immer nur eine endliche Zahl der möglichen Begriffe konkret realisiert ist. Beginnen wir in einem etablierten Begriffsgefüge, so machen meist kleinere Adaptionen, wie die Abänderung der Erklärung eines einzelnen Begriffes nicht viel aus. Die Erklärungslogistik des Gesamtsystems bleibt aufrecht. Im Laufe der Zeit werden dabei einige Spezies aus dem expliziten Nexus verschwinden (Begriffe werden nicht mehr verwendet, wie etwa Epizyklen, oder sie transformieren ihre Gestalt, z. B. heißt heute der frühere Ausdruck *lebendige Energie* Impuls) und andere werden aus dem dunklen Ozean des negativ Erfassten in den Nexus angespült und positiv (wie etwa der Begriff Quantum in der Sprache der Mechanik vor etwa einem Jahrhundert sein Dasein beginnt). Neue Spezies schaffen ihre eigentümlichen Beziehungen zu all den anderen positiven Spezies. Trotzdem verschiebt jede solche Adaption die Gewichte in den Beziehungen der Spezies zueinander. In sich geschlossene Netzwerke gerichteter Beziehungen haben aber die ihnen eigentümliche Eigenschaft, für eine Bandbreite von Vernetzungsdichten notwendigerweise einen kleinen Prozentsatz an Keystone-Spezies (Schlüsselbegriffen) zu besitzen. Es ist dabei nicht notwendig, dass solche Keystones als wichtig erscheinen. In biologischen Systemen kann es sich dabei um eine Art handeln, die weder häufig vorkommt, noch sonst irgendwie auffällt. Auch bei Theorien und Begriffen können dies kaum beachtete Sachverhalte sein. Ist aber einmal ein Keystone oder Schlüsselbegriff in die Unscheinbarkeit gerutscht, kann ein marginales Ereignis die Spezies auslöschen. Etwa, da die Sachverhalte um den Schlüsselbegriff herum nicht mehr gelehrt werden und die Tradition seines Gebrauches ausstirbt. In der weiteren Evolution des Nexus fehlt nun dieser Begriff und im folgenden Prozess wird plötzlich deutlich, dass das gesamte verbleibende Erklärungsschema unhaltbar geworden ist und bricht auf ein im Allgemeinen sehr kleines Netzwerk von sehr dauerhaften Begriffen zusammen, die lange ohne weitere Erklärung überdauern. Die dauerhaften Spezies weben mit den in das System nachdringenden Begriffen neue Beziehungsnetze und ein neues Konzept mit einer neuen Erklärungslogistik bildet und gewichtet sich. Solche Zusammenbrüche geschehen meist sehr plötzlich. Ohne deutlich erkennbaren Präkursor ist eine Ära vorbei und man ist kurz sprachlos.

Eine weitere Einschränkung in der Beschreibbarkeit der Wirklichkeiten als Realität sollte wahrgenommen werden. Dabei verweise ich auf die Arbeit von L. Steels (Steels 1999), die sich mit der Entstehung von Lexika in einer Gesellschaft kommunizierender autonomer physischer Agenten und der Synchronisation von individuellen Lexika durch kommunikativen Erfolg auseinandersetzt. Steels hat es dabei auf eindrucksvolle Weise verstanden, das ZSW in das denkbar einfachste Modell zu gießen und anhand dieses Modells zu experimentell verifizierten Aussagen zu gelangen. In Steels Versuchen können Programme, die aus einer

Menge von Diskriminierungsverfahren eine Auswahl treffen und so ihre interne Wirklichkeit schaffen, in physische Agenten schlüpfen. Diese bestehen im Wesentlichen aus einer Kamera, die auf eine Magnettafel gerichtet ist. Nun werden aus der Menge an Software-Agenten Paare zufällig ausgewählt, die gemeinsam ein zufälliges Tafelbild einfacher geometrischer Figuren (gelbes Dreieck, roter Kreis, grünes Quadrat, etc.) betrachten können, um, auf das Bild bezogen, ein Sprachspiel zu spielen. Agenten beginnen mit einem leeren Lexikon und erfinden ein Wort für einen nicht in ihrem Lexikon klassifizierten Begriff. Wenn ein Agent ein Tafelbild klassifiziert, wählt er nun einen Aspekt der Klassifizierung aus, spricht die Benennung entsprechend seines Lexikons aus und weist mit einem Zeiger darauf. Der andere Agent vergleicht den Aspekt, indem er ihn in seinem eigenen Diskriminierungsverfahren interpretiert, mit seinem eigenen Lexikon. Findet er eine benannte Klassifikation der Situation in seinem Lexikon und stimmt der Begriff mit dem vorgetragenen überein, wird der Zusammenhang bestärkt (kommunikativer Erfolg). Bei Misserfolg übernimmt Agent 2 mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit den Begriff von Agent 1. Agent 1 besitzt etwa eine Diskriminierungsmethode, die das Bild in der Mitte lotrecht teilt und feststellt, ob in der rechten oder linken Bildhälfte ein Objekt liegt, welches vom Hintergrund unterscheidbar ist. Agent 2 kennt möglicherweise diese Methode der Diskriminierung nicht. Nun haben wir etwa ein rotes Dreieck im rechten oberen Eck der Tafel und einen grünen Kreis im unteren linken Eck. Agent 1 spricht etwa NANA KAGU und weist auf das rote Dreieck unter der internen Repräsentation DREIECK RECHTS. Agent 2 erkennt diesen Ausdruck aus einem früheren Sprachspiel, wo er den Ausdruck übernommen oder erfunden, aber mit der internen Repräsentation ROT OBEN verknüpft hat. Das erneute Sprachspiel kann also zu kommunikativen Erfolg führen, obwohl sich die Bedeutung des Gesagten in der Wirklichkeit der Agenten unterscheidet, was aber anhand der Situation nicht auffällt. Steels zeigt in diesen Experimenten auch, dass diese einfache Sprachspiel-Konfiguration ausreicht, um im Laufe der Zeit zu einer Synchronisation der Lexika zu führen, sodass von allen Agenten der Agentengesellschaft, im Wesentlichen, die selben Begriffe in Sprachspielen unter kommunikativem Erfolg verwendet werden. Weiters ist zu sehen, dass dieser kommunikative Erfolg auch unter langer Fortsetzung des Sprachspiels und der Präsentation unterschiedlichster Situationen (Tafelbildern) zu keiner Angleichung der internen Begriffsdiskriminierung führen muss, da die Wahrscheinlichkeit, dass zwei Agenten zufällig in eine gemeinsame Situation kommen, in der die Diskrepanz ihrer Wirklichkeiten zu kommunikativen Misserfolg führt, mit der zunehmenden Synchronisation der Lexika abnimmt.

Solche unsichtbaren Diskrepanzen sind aber nicht auf so einfache Systeme beschränkt. Ich kann das Phänomen aus eigener Erfahrung bestätigen; ich unterhielt mich mit einem Kollegen bezüglich einer Fachfrage mehrere Wochen lang

intensiv, wobei uns unser kommunikativer Erfolg im gemeinsamen Gespräch die ganze Zeit darin bestärkte, wir würden die Sachlage auf die gleiche Weise sehen, bis sich plötzlich, bei einem Abendessen, in einer scheinbar völlig belanglosen Nebenfrage herausstellte, dass wir gewisse Kernbegriffe in geradezu diametraler Weise verwendet und eigentlich die Angelegenheit ganz und gar nicht auf die selbe Weise betrachtet hatten, obwohl es wochenlang so den Anschein hatte. Die Auflösung dieses Umstandes stellte ein tiefes Aha-Erlebnis für uns beide dar und führte zu einer recht fruchtbaren Zusammenarbeit.

Nun zeichnet dies alles aber ein Bild, in dem Begriffe mit Organismen vergleichbar werden, welche einen wirklichen Genotyp und einen realen Phänotyp besitzen und in gewisser Weise dual zu ihren Trägern (Sprechern) ihr eigenes Dasein fristen. Begriffe entstehen und vergehen in einem evolutionären Prozess, sie pflanzen sich in Sprachspielen fort und existieren so über die Generationsgrenzen ihrer Träger hinweg. Sie füllen die ökologischen Nischen einer abstrakten Welt, indem sie ihre Geeignetheit in der Symbiose mit ihren Trägern behaupten und sind den Umständen entsprechend adaptionsfähig. Schließlich partizipieren diese Prozesse auch an der physischen Natur ihrer Träger, was jenen ermöglicht, sich ihrer Begriffe zu erinnern und sie auszusprechen. In vieler Hinsicht erfüllen Begriffe also alle Eigenschaften, die wir von einem physischen Organismus erwarten würden und es ist mir nicht klar, in welcher Weise sie sich von solchen unterscheiden sollten, abgesehen von dem Umstand, dass wir nicht gewohnt sind von Begriffen als physischen Organismen zu denken und unser Sprachvermögen als Symbiose mit einer Familie abstrakter, aber wirklicher Organismen zu verstehen. Falls dann viele so dächten, wäre der Organismusstatus der Begriffe eine Realität.

Mythenkomplexe und der Komplex wissenschaftlicher Theorien weisen fundamentale Ähnlichkeiten auf. ($\mu\theta\omicron\varsigma$ und $\lambda\omicron\gamma\omicron\varsigma$ zusammen bedeutet aber so viel wie die Lehre vom Wort.) Gehen wir davon aus, dass Mythen eine Funktion erfüllen, wie etwa die Darstellung von Inzestregelungen (C. L. Strauss 1991), so werden die diversen Gruppen allerlei Mythen über ihre Gruppengrenzen hinweg kennen und beginnen ihre Geschichten in einen funktionellen Zusammenhang zu stellen, der die Beziehung der tatsächlich gefolgten Haltungen der einzelnen Gruppen widerspiegelt. Die Haltung wird dabei durch Transformationen der Protagonisten und ihrer Beziehungen in einer Geschichte ausgedrückt. Beim Komplex wissenschaftlicher Theorien müssen wir nur die einzelnen Gruppen durch wissenschaftliche Gemeinschaften und die geographische Verteilung der Gruppen durch die Fachnähe ersetzen. Wir können dann ähnliche Verschiebungen und Zusammenhänge, wie sie C. L. Strauss in den Völkern Amerikas beschreibt, auch zwischen den Erzählungen wissenschaftlicher Gruppierungen wieder finden. So hat etwa das Konzept des Urknalls in seinem ureigentlichen Entstehungskreis eine immer festere, in mathematischen Formalismus gegossene

Bedeutung erlangt. Dies ist aber so wahr auch wieder nicht, da auch das Kalkül selbst in Variationen vorliegt und etwa auch die Super-String oder M-Theorie mit der Allgemeinen Relativitätstheorie (ART) konkurriert. Wo es in ART-Kosmologie meist sinnlos zu sein scheint, von einem Universum vor dem jetzigen zu sprechen, während es so etwas wie einen Beginn von Raum und Zeit gibt, gibt es bei Super-String oder M-Kosmologie eher ein altes Universum, welches durch einen Anulus ins heutige übergeht. Blicken wir etwa in 20 Jahre alte Lehrbücher der Physik, so können wir darin noch alternative Erklärungsansätze zu heute mit der Urknalltheorie verbundenen Phänomenologien finden, die in neueren Auflagen bereits fehlen, und die außerhalb eines engeren Spezialistenkreises wahrscheinlich gänzlich unbekannt sind. Nun sind solche Variationen, der zu den Fakten erzählbaren Geschichten notwendig, wie das Variationsprinzip nahe legt. Wir können aber auch einsehen, dass andere Varianten der in engeren Spezialistenkreisen erzählten Geschichten in angrenzenden wissenschaftlichen Gemeinschaften ihrem eigenen funktionellem Kontext gemäß erzählt werden und dabei Bedeutungstransformationen durchmachen, die ihrem eigentlichen Entstehungskreis durchaus fremd sein können. Wie aber in komplexen Systemen im Allgemeinen, so kann auch hier eine mutierte Möglichkeitsvariante als Anregung für bis dato Ungedachtes dienen und mit den etablierten Varianten konkurrieren. Es stellt sich dabei die Frage, ob solche Entwicklungen nicht eingesehen werden können, indem man Methoden, vergleichbar mit jenen, welche etwa C. L. Strauss auf Mythenkomplexe anwendet, in den wissenschaftlichen Theorienkomplex überträgt, um so festzustellen, welche funktionelle Rollen verschiedene Erklärungsmöglichkeiten zueinander besitzen und ein Bild des organischen Ineinandergreifens der Erklärungsbedürfnisse, denen wir unterliegen, zu gewinnen, und zu einem Verständnis des Prozesses Wissenschaft als organische Gesamtheit vorzustoßen.

Trotz der Anhaltspunkte, die wir aufzeigen konnten, ist es klar, dass wir sehr wenig in dieser Richtung vorzuweisen haben, obwohl im Laufe der Zeit die eine oder andere wirklich gute Idee formuliert worden ist. Es ist wahrscheinlich weniger eine Frage der Idee als der Haltung und OKS, die virtuelle Organisationstheorie komplexer Systeme ist nicht mehr und nicht weniger als ein Potential. Wir denken, dass die Hoffnung, eine solche Systematik erkennen zu können, nicht unbegründet ist, und gute Gründe für die Stellung angeführt zu haben, welche das Variationsprinzip und das Invarianz-Prinzip als allgemeines Konzept in OKS einnehmen. Auch glauben wir herausgearbeitet zu haben, warum das Studium komplexer Systeme, beziehungsweise die Wechselbeziehung zwischen Sub-Prozessen und ihren Randbedingungs-Prozessen ein notwendiger Kernbestandteil einer OKS sein muss und warum OKS nicht anders kann, als eine Kosmologie zu sein, und somit den Regeln unterliegt, welche Kosmologien eigen sind. Unter den Bedingungen, unter denen OKS entstehen müsste, haben not-

wendiger Weise Sprach-, Sozial- und Naturwissenschaften ebenbürtige Ansprüche, Anteile und Potentiale in OKS.

Die Chancen der Versöhnung von Epistemologischen und Ontologischen Standpunkten stünden so schlecht nicht und wären in einem gemeinsamen klaren Rational über beliebige (Beliebigkeit und Ökonomie bedingt Auswahl) Fachgrenzen hinweg durchführbar. Der Epistemologe und der Ontologe geht dabei, durch den Begriff, eine Beziehung ein, in der sich eine Epistemologie des Wirklichen und eine Ontologie des Realen als duale Prozesse zusammenfügen, die zwischen Wirklichkeit und Realität reflektieren und so unsere Intuition orientieren, während wir die wissenschaftliche Maschinerie zur Informationsgewinnungs- und Rekonstruktionsarbeit zwischen den beiden Aspekten antreiben.

Bibliographie

- Whitehead, A.N., 1929. *Process and Reality. An Essay in Cosmology*. New York: Macmillan Publishing Co. [Suhrkamp TW 690 (1979)].
- Kassner, R., 1919. *Zahl und Gesicht*. Zürich: Eugen Rentsch Verlag.
- Jaynes, E. T., 1957. "Information Theory and Statistical Mechanics" in: *Phys Rev*, 106, 620.
- Lem, S., (1980), [1964]. *Phantastik und Futurologie I*. Frankfurt a. M.: Insel Verlag.
- Kauffman, S., 2000. *Investigations*. Oxford: Oxford University Press.
- Hanel, R. A./Thurner, S./Kauffman, S., 2005. "Phasetransitions in random catalytic networks" in: *Phys. Rev. E* 72, 03611.
- Jain, S./Krishna, S., 2002. "Large extinctions in an evolutionary model: The role of innovation and keystone spezies" in: *PNAS* Feb 2002, vol.99, no.4, 2055-2060.
- Steels, L., 1999. *The Talking Heads Experiments*. Volume 1. Words and Meanings. Antwerpen: Laboratorium.
- Strauss, C. L., 1991. *Histoire de Lynx*. Paris: Plon. [Suhrkamp TW 1686 *Die Luchsgeschichten* (2004)].

Lingüística y (psico)sociología: Una interdisciplinariedad necesaria

Albert BASTARDAS BOADA, Barcelona

Les progrès des sciences sont liés non seulement aux spécialisations disciplinaires, mais aussi aux transgressions de spécialisation, à l'édification de théories générales et aujourd'hui à des regroupements polydisciplinaires.
Edgar Morin, L'identité humaine

1. Introducción

Una excesiva imagen mecanicista del mundo ha llevado casi a ver como el procedimiento científico por excelencia el análisis, la descomposición de los fenómenos en sus partes constituyentes. Como en una máquina, si veíamos los elementos de una unidad y su ensamblaje 'interno' podíamos explicarnos más adecuadamente el objeto y comprender su funcionamiento. Este 'reduccionismo' de las totalidades a sus partes constituyentes si ciertamente nos ha aportado un aumento ingente de conocimiento sobre el funcionamiento y la organización de la realidad, en especial en el mundo físico-químico básico, también presenta, no obstante, limitaciones e inadaptaciones cuando nos enfrentamos con las dimensiones más dinámicas y complejas de la vida y del mundo psico-socio-cultural. Un énfasis excesivo en este procedimiento científico puede llegar a ser negativo para el propio avance del conocimiento al olvidar y descartar fenómenos tan importantes como el contexto – el medio – en que se produce el fenómeno o 'lo emergente', aquello que ocurre no sólo por una yuxtaposición ordenada de las partes sino por una interacción no simple entre ellas o bien entre ellas y otros elementos fundamentales del entorno.

Ha sido precisamente el deseo de actuar conforme a los dictados del 'método científico' – vistos los avances extraordinarios de las ciencias de la materia- lo que ha llevado a las ciencias socioculturales y de la comunicación a una asunción acrítica, en muchos de los paradigmas prevalecientes durante buena parte del siglo XX, de los presupuestos teóricos y metodológicos de la física del XIX. Desde un hiperempiricismo equívoco, por ejemplo, muchas de sus escuelas descartan los fenómenos mentales – las ideas, las emociones, los significados, etc.

– como parte de la realidad que tienen en cuenta para sus investigaciones. Se llega al absurdo: no sólo sociología sin mente, sino incluso psicología sin mente. Lo único que existe desde esta posición científica es lo ‘exteriormente’ observable, sin darse cuenta de que no hay observación ‘exterior’ sin la mente de algún observador que la perciba y se la represente. Los procedimientos analíticos y reduccionistas y las imágenes frecuentemente unidimensionales, separadas y estáticas de la realidad procedentes de la antigua física son también seguidos a pie juntillas aun cuando la nueva física ya se ha alejado de ellos. Así, el físico inglés David Bohm podía afirmar que se había llegado “al estrambótico resultado de que en el estudio de la vida y la mente, que son precisamente los campos en los que es más evidente para la experiencia y la observación que la causa formativa actúa en un movimiento fluyente no dividido ni fragmentado, se da ahora la creencia más amplia en el sistema fragmentario atomista de acercamiento a la realidad”¹.

De hecho, en biología o en lingüística el procedimiento analítico ha sido probablemente el predominante en la mayor parte del siglo XX. En el descubrimiento de los últimos elementos, en la reducción a las unidades elementales básicas creíamos que encontraríamos las respuestas fundamentales para la comprensión de los fenómenos. Y ciertamente el conocimiento generado ha sido impresionante. Pero también hemos visto más contemporáneamente sus límites. Llegar, por ejemplo, a los formantes de los sonidos de las lenguas humanas, por ejemplo, nos permiten conocer aspectos importantes del plano ‘material’ de los códigos verbales pero nos dicen poco acerca del funcionamiento sociosignificativo de los mismos. Creo firmemente, pues, que al lado de una lingüística ‘hacia dentro’ debe haber también una lingüística ‘hacia afuera’, o incluso construida ‘desde fuera’, una lingüística que he llamado ‘holística’ en otra parte², pero que bien podría tener otros rótulos.

Dividir, pues, en partes una realidad ampliamente interdependiente e imbricada puede llevar al absurdo y a caminos sin salida si esto no se complementa con una visión amplia de los fenómenos y con el estudio de sus integraciones mutuamente sostenedoras y retroalimentadoras. Debemos, pues, *distinguer sans disjoindre*, como dirá Morin. Así, distinguir, focalizar, enfatizar, pero sin desunir, sin romper lo real, es uno de los grandes desafíos de las ciencias socioculturales y de la comunicación en el mundo contemporáneo. Seguir con la división y el frecuente alto grado de desconocimiento y olvido entre las distintas comunidades

¹ La totalidad y el orden implicado. Barcelona: Kairós, 1987. (Versión castellana de Wholeness and the implicate order, 1980.)

² Vid. Bastardas, Albert, “Cap a un enfocament holístic per a la lingüística”, en: Artigas, Rosa, et al., 1995. *El significat textual*. Barcelona: Generalitat de Catalunya, Dpt. de Cultura, 15-20; o, “Comunicación humana y paradigmas holísticos”, en: *Claves de razón práctica* (Madrid) 51, 78-80.

científicas es abocarnos a una actividad frecuentemente estéril y a un enorme retraso en la comprensión de los fenómenos que nos interesan. Que la sociología ignore ampliamente la psicología o al revés, o que la lingüística ignore la sociología o también a la inversa, o que las ciencias cognitivas olviden las aportaciones de la antropología o de la sociología no es ciertamente bueno para nadie. De hecho, como ya señaló Norbert Elías, “sooner or later it will become necessary to examine critically the presently ruling division of labour among human or social sciences”, ya que “the nature of language cannot be properly explored by a type of psychology which is centred on the individual. Nor does it fit into the main stream of sociology which so far neglects the paradigmatic information which the complex 'knowledge, language, memory and thought' requires³.” Un nuevo paradigma unificado debe, pues, emerger capaz de dar cuenta del carácter complejo de los fenómenos lingüísticos y de la comunicación en general.

2. Interdisciplinariedad y perspectiva de complejidad

El desarrollo de modelos científicos válidos y generalmente aceptados para las ciencias socioculturales y de la comunicación no será probablemente tarea fácil. Así, la multitud de variables que intervienen en la realidad social y su interdependencia, los cambios sociales rápidos y continuos, la potencial diferente actuación de los individuos con respecto a las mismas variables, el sentido de los actos sociales, y el carácter cualitativo y no cuantificable de muchos aspectos de la realidad social, constituyen dificultades importantes para conseguir un grado de inteligibilidad comparable al del conseguido sobre los fenómenos en que la mente humana no está presente. Además, el propio hecho de que el investigador constituya una variable más -dado que intenta comprender el mundo a partir de su inevitable acción mental en tanto que sujeto- o las dificultades de aplicar técnicas experimentales o de simulación junto con los problemas de reproducción y repetición de las investigaciones, hacen que la obtención de conocimiento riguroso y contrastado sobre estos fenómenos sea realmente costosa y complicada. No obstante, los seres humanos no podemos renunciar a nuestra propia inteligibilidad. El desafío es claro y debemos darle respuesta.

Esta deseada inteligibilidad, no obstante, como producto cognitivo que es, depende en gran parte de nuestros modelos de realidad y de las arquitecturas conceptuales que sostienen nuestro ‘alumbramiento’⁴ del mundo. Por el momento, pues, debemos intentar avanzar hacia la construcción de modelos e imágenes más adecuados de la realidad con las propuestas que tengamos a mano,

³ Citado en: Bastardas, Albert, 1996. *Ecología de les llengües*. Medi, contactes i dinàmica sociolingüística, Barcelona: Proa.

⁴ Vid. Varela, Francisco J./Thompson, E./Rosch, E., 1992. *The embodied mind*. Cognitive science and human experience. Cambridge, Mass.: The MIT Press.

como por ejemplo con la teoría de sistemas u otras perspectivas holísticas, por medio de las cuales podemos intentar integrar los todos y sus partes a la vez, incluyendo los subsistemas y los suprasistemas de nuestro nivel de análisis, y, viendo simultáneamente las interinfluencias ‘interiores’ y ‘exteriores’ con nuestro plano de atención. Hay que tener siempre muy presente que en un sistema vivo el entorno está en su interior. No puede ser, pues, un sistema ‘cerrado’ sino ‘abierto’ ya que “il ne peut être logique totalement qu’en introduisant, en lui, l’environnement étranger. Il ne peut s’achever, se clore, s’auto-suffire”⁵.

El desafío de crear nuevos modelos inter- y transdisciplinarios de comprensión de los fenómenos lingüísticos y sociales puede no ser fácil. La propia conceptualización, por ejemplo, del tipo de objeto que es el ‘lenguaje’ puede ser aún controvertida, igual como la formalización de sus descripciones y lo que éstas deben incluir. Probablemente no va a ser sencillo para los propios seres humanos llegar a comprender cómo ejecutan sus producciones de significados y cómo organizan sus comportamientos comunicativos. Después de haber avanzado de manera importante en el conocimiento de los fenómenos físico-químicos y de la organización biológica, la conquista de la comprensión de las propias personas, de sus actividades y de sus construcciones socioculturales puede resultar más difícil que la tarea hasta ahora llevada a cabo por el pensamiento científico.

Y es que lo que llamamos ‘lenguaje’ es un objeto multiforme y escurridizo, presente imbricadamente en distintas actividades de los seres humanos y difícil, pues, de precisar, situar, y delimitar. ¿Qué propiedades lingüísticas tienen en concreto los seres humanos (biológicamente determinadas)? ¿Qué debemos entender por ‘lenguaje’? 1. ¿Las formas físicas proferidas y su combinatoria u organización? 2. ¿La actividad psíquica que tiene lugar cuando las proferimos? 3. ¿La que tiene lugar cuando las interpretamos? 4. ¿Todo el conjunto? ¿De hecho, cómo es posible realmente el fenómeno de la ‘significación’? ¿Y el de la comprensión intersubjetiva – la ‘comunicación’?

En este sentido la lingüística padece las confusiones teóricas de las otras disciplinas que acompañan al estudio de la mente y del comportamiento humanos. Sin una teoría clara aún del funcionamiento del cerebro/mente ni tampoco de manera precisa sobre la interacción y las sociedades humanas, la lingüística debe debatirse entre las distintas propuestas tentativas existentes en uno y otro lado y tratar de actuar imaginativamente y con creatividad para desembrollar sus propios objetos y a la vez para aportar aclaraciones a las disciplinas circundantes. ¿Qué relaciones se producen entre estados mentales y experiencia(s)? ¿Cómo las unas influyen sobre los otros y viceversa? ¿Cómo llegan a tener significados las percepciones sensoriales (visuales, táctiles, auditivas, gustativas, olfativas)? ¿Cómo se construyen las ideas con las que pensamos el mundo y nos guiamos en él? Si

⁵ Morin, Edgar, 1990. *Introduction à la pensée complexe*. París: ESF éd., 46.

postulamos la existencia de una ‘facultad de lenguaje’ en el cerebro/mente, ¿de qué manera/s se (inter)relaciona ésta con otros sistemas de actividad cerebral necesarios para una comprensión integrada de los fenómenos significativos y comunicativos? ¿Cómo llegamos a las convenciones ‘compartidas’ que se hallan en la base de los comportamientos lingüísticos en cada sociedad particular? ¿Cuál debería ser exactamente el estatus epistemológico de los comportamientos colectivos de los humanos? ¿Cómo es posible, pues, finalmente, la intercomprensión – expresión e interpretación – lingüística entre los seres humanos?

Una mirada rápida hacia otras disciplinas científicas, más relacionadas con los aspectos materiales de la realidad, líderes tradicionalmente de la renovación de los paradigmas con que enfocamos los objetos y fenómenos del mundo, nos hace ver lo interesante que puede resultar para las ciencias del lenguaje y la comunicación – y, de hecho, para el conjunto de las disciplinas socioculturales – observar y estudiar sus evoluciones en el último siglo.

Contemplar, así, las innovaciones teóricas y conceptuales de disciplinas como la física teórica o la biología, puede resultar enormemente motivador para la renovación de los paradigmas de la lingüística y de los campos que incluye. Autores procedentes de la física, por ejemplo, como Ilya Prigogine⁶, David Bohm⁷ o Fritjof Capra⁸, pueden ser, creo, iluminadores de preguntas y pistas para la renovación creativa de la imaginaria conceptual de nuestras disciplinas socioculturales.

Uno de los marcos, por ejemplo, más interesantes – por sugerente e integrador – para un campo como el de la lingüística, desarrollado en estos últimos años, es el que va cristalizando en la llamada ‘perspectiva de complejidad’. Aunque con aportaciones de distintos autores y campos, la formulación de la ‘complejidad’ que encuentro en conjunto más acertada para nuestros quehaceres es la construida por el antropólogo y pensador francés Edgar Morin⁹. Así, y resumiendo a grandes rasgos, la perspectiva de ‘complejidad’ puede ser positiva y de gran ayuda para una mejor teorización lingüística en general, porque rompe con,

⁶ Vid. Prigogine, Ilya/Stengers, Isabelle, 1986. *La nouvelle alliance*. Paris: Gallimard ; y 1992. *Entre le temps et l'éternité*. Paris: Flammarion.

⁷ Vid. Bohm, David, 1988. *La totalidad y el orden implicado*. Barcelona: Kairós, (trad. cast. de Wholeness and the Implicate Order).

⁸ Vid. Capra, Fritjof, 1985. *El punto crucial*. Barcelona: Integral. (Trad. cast. de *The turning point*. New York: Simon & Schuster, 1982); y 1998. *La trama de la vida*. Barcelona: Anagrama. (Trad. cast. de *The web of life*. A new synthesis of mind and matter. Hammersmith, London: HarperCollins, 1996).

⁹ “Il y a complexité lorsque sont inséparables les composants différents constituant un tout (comme l'économique, le politique, le sociologique, le psychologique, l'affectif, le mythologique) et qu'il y a tissu interdépendant, interactif et inter-retroactif entre les parties et le tout, le tout et les parties”, Morin, Edgar, 1999. *La tête bien faite*. Repenser la réforme, réformer la pensée. Paris: Seuil, 14.

a) la idea de que el conocimiento pueda existir sin el observador o el significado sin el significador, b) la visión ‘fragmentarista’ y reduccionista de la realidad y los modelos excesivamente mecanicistas, c) los modelos de causación únicamente ‘lineal’, d) la tendencia a la dicotomización de las categorías sobre la realidad, e) el principio aristotélico de la ‘exclusión del tercero’ (lógica binaria: si está aquí no está allí), f) el olvido de la mente en algunas de las ciencias sociales de nivel ‘superior’, g) un tratamiento inadecuado de las relaciones entre los todos y las partes, y, h), una visión de la creatividad excesivamente basada en la lógica y no en la intuición e imaginación ‘artísticas’ del científico¹⁰.

Esta aproximación permite así, finalmente, la superación adecuada de antinomias de larga tradición que bloquean nuestra comprensión de la realidad y nos distraen con discusiones estériles. Lo real es, pues, co-existente, co-dependiente: el individuo está en la sociedad que está en el individuo; la mente está en la cultura que está en la mente; la lengua está en la sociedad que está en la lengua. Lo que intuimos que ciertamente ocurre es así ‘decible’, formulable: las interdependencias, las imbricaciones, la realidad de los elementos que evolucionan influyéndose y determinándose mutuamente. También para el físico David Bohm la metáfora del holograma – donde cada una de sus partes contiene información sobre todo el objeto¹¹ – es ilustrativa de esta manera de pensar mejor el mundo. Bohm distingue entre tratar de comprender la realidad a través de un orden ‘explicado’ o bien ‘implicado’. Desde el primer punto de vista las cosas están desplegadas y solamente se encuentran en su región particular del espacio y del tiempo, y fuera, pues, de las regiones que pertenecen a las otras cosas. Los elementos son representados como estando fuera los unos de los otros, con separación e independencia. Por el contrario, desde el orden ‘implicado’, como en el holograma, ‘todo está plegado dentro de todo’, las interdependencias y las integraciones son el fundamento de la realidad, y el universo es visto como una ‘totalidad dividida en movimiento fluyente’.

Así, enlazando con la física cuántica y a partir del problema de la dualidad onda-partícula, Bohm & Peat llegan a la conclusión de la preeminencia del ‘campo’ sobre los elementos que el mismo pueda contener: “Instead of taking a particle as the fundamental reality, start with the field”, o lo que es lo mismo,

¹⁰ Vid. Bastardas, Albert, op. cit., 1996. “Lingüística General y teorías de la complejidad ecológica: algunas ideas desde una transdisciplinariedad sugerente”, en: Publ. Universidad de Salamanca, 1999. *Lingüística para el siglo XXI*. Salamanca, 287-294, y 2003. “Lingüística general: elementos para un paradigma integrador desde la perspectiva de complejidad”, LinRed 1 (en línea: http://www.linred.com/articulos_pdf/LR_articulo_111120032.pdf), 11-11-2003, 1-23.

¹¹ En el holograma, a diferencia de la fotografía normal, cada porción contiene información de la totalidad del objeto, de manera que si sólo se ilumina una parte se obtiene aún así una imagen del conjunto (vid. Bohm, David/Peat, F. David, 1989. *Science, order & creativity*. Londres: Routledge, 175.)

“the particle is no longer used as a basic concept, even though the field manifest itself in discrete units, as if it were composed of particles”¹². La posibilidad de una aproximación a la lingüística y a las ciencias socioculturales en general que, partiendo del ‘campo’, es decir, de la totalidad más que de los elementos individuales constituyentes, pueda llevarnos a aportaciones necesarias e importantes para la mejor comprensión de los fenómenos sociocomunicativos aparece clara e imprescindible. Aplicar, pues, metáforas o imágenes teóricas de la complejidad nos será de gran ayuda. Pensar los distintos niveles de la estructura lingüística no de manera separada sino unida e integrada dentro de un mismo marco teórico, ver sus interdependencias funcionales, situarlos en una multidimensionalidad mayor que incluya lo que durante mucho tiempo ha sido considerado ‘externo’ – el individuo y su cerebro-mente, el sistema sociocultural, el mundo físico, ...– ampliando, así, nuestra partitura habitual, debe llevarnos a avances teóricos y prácticos importantes y, diría que imprescindibles. Norbert Elias, desde las ciencias sociales, lo vio ya de manera precursora: “j’essayais de montrer qu’une société se compose certes d’individus, mais que le niveau social possède des règles qui lui sont propres et que l’on ne peut pas expliquer seulement en fonction des individus”¹³.

Concebir, pues, el fenómeno lingüístico empezando por la totalidad que constituyen los seres-humanos-en-sociedad-dentro-de-un-mundo e ir desplegando las distintas dimensiones y los diferentes elementos que subyacen entrelazadamente en este todo parece, pues, una tarea entusiasmante. Re-unir los distintos planos más desarrollados hasta ahora por los lingüistas y por los (psico)sociólogos en una partitura orquestal o polifónica común e integradora, dando cuenta de los distintos fenómenos de emergencia¹⁴ de nuevas propiedades y funciones que aparecen en las combinaciones armónicas de los mismos debe ser una de las tareas fundamentales de la lingüística del siglo XXI.

Debemos, pues, claramente ‘ecologizar’ el pensamiento lingüístico, dejar de pensar los sistemas lingüísticos como ‘cerrados’ y abrirlos a sus conexiones íntimas con los seres humanos a los cuales aquellos contribuyen también a constituir sociocognitivamente. De hecho, esta ‘ecologización’ del pensamiento, este tener

¹² Bohm, D./Peat, D. op. cit., 182.

¹³ Norbert Elias par lui-même. (Interview biographique de Norbert Elias par A. J. Heerma van Voss et A. van Stolk), París: Fayard, 1991, 83.

¹⁴ “A property of an entity or complex system is said to be emergent if it cannot be defined or explained in terms of the properties of its parts, or if it is not reducible to these properties and their relations”. Desde la física cuántica el concepto es de gran trascendencia y tiene importantes implicaciones teóricas dado que hace posible mirar el mundo material desde una completa nueva perspectiva. Creo que en lingüística la idea es también importante. De hecho, “nothing can ever be wholly reduced to the sum of its constituent parts. There is a surprising, creative edge to all existence” (Marshall, Ian/Zohar, D. 1998. *Who’s afraid of Schrödinger’s cat?* Nueva York: Quill, 137-39).

en cuento los contextos de los fenómenos de manera integrada con los mismos, no es sólo un desafío para las ciencias del lenguaje y la comunicación sino en especial reconocido ya para el conjunto de las ciencias humanas¹⁵. Sociologías – e incluso psicologías – sin mente, psicologías sin sociedad/cultura, economías sin seres humanos ni medio ambiente, medicinas sin emociones ni sentimientos, etc. han presidido la mayor parte de los paradigmas predominantes en el siglo XX. Debemos abandonar con rapidez la concepción de *homo clausus* en favor de *homo non clausus*, sustituyéndola, como señala Norbert Elias, por la de un “individu fondamentalement en relation avec un monde, avec ce qui n’est pas lui-même ou elle-même, avec d’auteurs objets et en particulier avec d’autres hommes...”¹⁶.

3. Conclusiones

Una de las consecuencias más felices de incorporar la perspectiva de complejidad a los fenómenos lingüísticos es terminar con las discusiones acerca del *locus* de la lengua. Para Saussure era fundamentalmente social, para Chomsky básicamente mental. Para nosotros hoy puede ser social y mental a la vez, sin ver contradicción sino integración y emergencia, dado que, como ya se ha señalado, en los fenómenos sociometales los objetos pueden no estar en un solo lugar ni pertenecer necesariamente a un solo orden de cosas. De hecho pueden estar en los ‘cruces’, en los ‘nudos’ de cosas y planos distintos, similarmente a como Óscar Vilarroya ve el *locus* del conocimiento: “El conocimiento [...] no está en los libros, ni en los arkadios, sino en el *complejo* formado por los libros, los arkadios y la comunidad”¹⁷ [sic]. Creo que deberíamos concebir la ‘lengua’ o el ‘fenómeno lingüístico’ también, pues, como un *complejo*, y no como un ‘objeto’. En el complejo ‘lengua’ no participa solamente la estructura o el sistema (cerrado) ‘lingüístico’ sino que es absolutamente necesaria la imbricación con el aparato cognitivo-emotivo del individuo, y el resto del mundo natural y social. La ‘lengua’ es, *a la vez*, noosfera, y psicofera y sociosfera, como ya indicó Edgar Morin. Muy probablemente deberemos modificar nuestra perspectiva sobre las lenguas, para pasar a pensarlas como ‘red’ (*network*) en vez de como ‘sistemas’, tal como la inmunología ya ha efectuado¹⁸.

Una imagen que nos posibilita un cierto pensamiento paralelo y en red y además nos incorpora la dinamicidad es, como ya ha sido sugerido, la de la par-

¹⁵ Vid. *Rapport de la Commission Gulbenkian*. (Wallerstein, Immanuel, pres.). Ouvrir les sciences sociales. París: Descartes & Cie., 1996.

¹⁶ Op. cit., 111.

¹⁷ Vilarroya, Óscar, 2002. *La disolución de la mente*. Barcelona: Tusquets ed., col. Metatemas, 164. (Las cursivas son mías).

¹⁸ Vid. Capra, Fritjof, 1997. *The web of life*. A new sythesis of mind and matter. Hammersmith, Londres: HarperCollins Publ., 272.

titura orquestal o polifónica. Lo más interesante de este tipo de notación es el hecho de poder observar su (*des*)*armonía*, el hecho de que no se entiende la actuación de cada instrumento si es tomado uno a uno, en solitario, dado que su causalidad está en el todo armónico, en el conjunto, en su interdependencia con el resto de instrumentos a fin de producir una emergencia, un hecho de carácter nuevo, es decir, la composición total de que se trate, para ser percibida por seres humanos que también la ‘interpretarán’ en sus mentes como un todo perceptual. La imagen de la partitura puede usarse para distintos fines, en lingüística. Por una parte puede dar cuenta de las distintas dimensiones organizativas que intervienen de forma simultánea e integrada en la producción de la significación lingüística - fonético-fonológica, morfosintáctica, tonal, gestual, cognitiva, sociopragmática, etc.-, lo cual nos da mucha más potencia de inteligibilidad en la explicación de las producciones lingüísticas. Por otra, si de lo que se trata es de incorporar dimensiones superiores que intervienen en la decisión del comportamiento (socio)lingüístico – grupales, políticas, etc. – también es muy útil dado que podemos plasmar las armonías y desarmonías causadas por los eventos sociales o políticos de todo tipo, su evolución temporal – las adaptaciones o reacciones producidas en las otras dimensiones, etc.

Una lingüística que vea la lengua como *complejo* y no como ‘objeto’¹⁹ puede enfrentarse con muchas más posibilidades de éxito a la tarea de hacer posible la inteligibilidad del fenómeno lingüístico y comunicativo. Puede dar cuenta integradamente y de manera realista de los significados de las formas lingüísticas – incorporando al ‘significador’ –, de la adquisición y uso de las mismas – al tener claramente integrados a los seres-humanos-en-sociedad-, así como explicar sus vicisitudes históricas cambiantes – al no renunciar a la dinámica del fenómeno –, e incluso la desintegración y/o desaparición de los sistemas lingüísticos -al situarlos de manera lógica y natural en relación con los eventos políticos, económicos, mediáticos, demográficos, ideológicos, etc.

En este marco, pues, creo que la lingüística puede encaminarse sin temor hacia la ampliación de sus pentagramas originales – fundamentalmente dirigidos a un sistema ‘interno’ – y dar cabida a las dimensiones hasta ahora más vistas como ‘externas’ pero indudablemente participantes en la realización de los actos comunicativos. Si nos colocamos en la teoría de sistemas, diríamos que necesitamos incorporar los suprasistemas sociometales en los que se da el fenómeno lingüístico, es decir, su ecosistema general, en cuyo marco puede aquél existir, desarrollarse y cambiar, y del cual a la vez constituye un elemento fundamental de su funcionalidad.

¹⁹ Debemos, quizás, poder imaginar otro tipo de ‘objetos’ y de entidades distintos a los localizados hasta ahora, ya que, por ejemplo, como señala Michael Talbot, “los electrones no existen en la forma en que lo hacen los objetos”. Vid. *Misticismo y física moderna*, 78.

Esta renovación paradigmática debe consagrar definitivamente la toma en consideración del hecho cerebro-mental en toda su amplitud humana, desde la significación a la emoción, y desde la interpretación a la decisión comportamental teleológicamente influida. Así, hay que descartar definitivamente la metáfora del ‘contenedor’ y convencernos de que, aunque no nos lo parezca a primera vista, no son las palabras – igual que las otras cosas perceptibles – las que ‘significan’ sino nosotros quienes les damos significado, de acuerdo con nuestras experiencias previas fijadas en nuestro depósito cognitivo y/o con las innovaciones ideáticas que queramos crear. No hay, pues, ni signo ni significado sin significador. Como indica, creo que acertadamente, Vilarroya, “la palabra es un interruptor del mundo virtual que integra el contenido, y no su símbolo”²⁰ [sic].

Desde este punto de vista creo que debemos dinamizar con eficacia la ‘lingüística de la (socio)significación’, en paralelo a una ‘lingüística de las formas’. Es decir, del ‘todo’ que para el fenómeno lingüístico serían los humanos-interpretantes-en-sociedad hacia las formas lingüísticas particulares, promoviendo el camino al revés de como ha sido generalmente el desarrollo de la disciplina. Esto quizás nos podría permitir llegar más rápidamente a una teorización general comprensiva que si sólo seguimos subiendo peldaños a partir de las formas sonoras.

²⁰ op. cit., 180.

Sprache, Gesellschaft und Kommunikation: Versuch einer vorläufigen Ortsbestimmung

Georg KREMNITZ, Wien

1. Sprache¹

Die Verzerrung begann wahrscheinlich vor weit über 5000 Jahren, als die Sumerer die erste piktographische Schrift erfanden² und damit der Vergänglichkeit der menschlichen Rede in gewissem Maße ein Ende setzten. Damit konnte *eine* Form der Kommunikation durch schriftliche Aufzeichnungen festgehalten werden und gewann besondere gesellschaftliche Bedeutung. Schon zuvor hatte die *sprachliche* Kommunikation sich von allen anderen Kommunikationsformen in einigen wesentlichen Punkten unterschieden: sie konnte und kann die Grenzen von Raum und Zeit überwinden, denn es ist möglich, über nicht Anwesendes, über Vergangenes und (möglicherweise) in der Zukunft sich Ereignendes zu sprechen. Die Sprache diene von Anfang an als (ihre eigene) Metasprache, dazu also, über Sprache und ihre Formen zu sprechen. Und sie ist eine *gerichtete* Form der Kommunikation, zielt immer auf ein oder viele Gegenüber, Rezipienten. Noch im Monolog spaltet sich das sprechende Individuum in einen Sender und einen Empfänger. Sprachliche Kommunikation ist im Prinzip *interaktiv* und erlaubt den raschen Wechsel der Rollen von Sprecher und Hörer. Sie vollzieht sich (weitgehend) auf der Ebene des Bewussten und ist damit in erheblichem Maße steuerbar; daher können wir auch noch heute mit der Sprache am besten leben.

Alle anderen Formen der Kommunikation waren bis vor vergleichsweise kurzer Zeit nicht bewahrbar, im Augenblick verhaftet und letztlich – wie die *parole* nach den Worten von Saussure – auch nicht wiederholbar. Ich kann zwar *wieder* erröten, aber es ist nicht *dasselbe* Erröten wie das letzte Mal. Erst die moderne Technik hat gestattet, die meisten weiteren Formen der Kommunikation in der einen oder anderen Form aufzubewahren, durch Film, Tonband und Messgeräte. Allerdings sind diese Formen der Aufzeichnung offensichtlich nicht ganz befriedigend: der Film hat zwar die Bedeutung des Theaters relativiert, zum Verschwinden gebracht hat er es nicht. Ähnliche Beobachtungen lassen sich für andere Formen *bewahrter* Kommunikation machen: Schallplatten, CD und DVD

¹ Ich danke Barbara Czernilfosky für ihre aufmerksame Lektüre dieses Textes und für ihre Verbesserungsvorschläge. Die Schwächen bleiben die meinen.

² Vgl. Malmberg, Bertil, 1991. *Histoire de la linguistique*. De Sumer à Saussure. Paris : PUF, 23-24, sowie die dort angegebene Literatur, daneben Falkenstein, A., 1959. *Das Sumerische*. Leiden.

haben die Konzerte nicht ersetzt, in denen die Künstler selbst auftreten. Ein weiteres kommt hinzu: die meisten anderen Formen der Kommunikation (die Formen der Liebe sind – gewöhnlich – eine wesentliche Ausnahme) sind *nicht gerichtet*, zielen nicht (nur) auf ein Gegenüber ab. Außerdem spielen sie sich nicht – oder nur zu Teilen – im Bereich des Bewussten ab, sind daher viel weniger manipulierbar. Blicke z. B. können zwar bewusst sein, sind aber nicht vollständig durch den Willen steuerbar. Viele andere Formen des Ausdrucks sind es fast überhaupt nicht. Wir können unser Erröten kaum steuern.

Die Bewahrbarkeit des gesprochenen Wortes durch die Schrift versetzte die Sprache in eine besondere, privilegierte Position: sie wurde zum Objekt der Beobachtung³. Die anderen Formen der Kommunikation traten für lange Zeit in den Hintergrund, ebenso wie die Vorgänge, welche Kommunikation erst zustande kommen lassen, nämlich das Zusammenspiel von Produktion (Emission) und Rezeption (Interpretation). Dafür gibt es, wie schon angedeutet, gute Gründe: die (mögliche) Differenziertheit der sprachlichen Produktion, ihre kommunikative Leistungsfähigkeit, die Überwindung von Raum und Zeit, die sie leisten kann, ihre Selbstreflexivität, ihre virtuelle Grenzenlosigkeit – das Sprechen kann sich jederzeit selbst transzendieren. Die großen Denker und Erfinder haben nicht nur neue Realien geschaffen sondern auch deren Bezeichnungen. Weder Homer noch die griechischen Philosophen fanden ein sprachliches Werkzeug vor, dessen sie sich nur zu bedienen brauchten, sondern sie mussten neben den Inhalten auch die sprachlichen Formen schaffen. Diese Feststellung lässt sich für die gesamte Menschheitsgeschichte machen und fällt besonders ins Auge in solchen Perioden, in denen die Innovationen sich überstürzen, wie etwa in der Zeit der Renaissance oder in der Ersten Industriellen Revolution oder auch vor unseren Augen (dass solche Perioden dann auch zu gesellschaftlichen Krisenperioden werden, weil die Menschen Mühe haben, dem Tempo der Veränderungen nachzukommen, sei nur am Rande erwähnt).

Wahrscheinlich sind diese Gründe dafür verantwortlich zu machen, dass die *Geschichte der menschlichen Kommunikation* sich weitgehend auf die *Geschichte der Sprache* (nicht des *Sprechens*) reduziert. Relativ früh entstehen, zunächst vor allem aus religiösen Gründen, *Grammatiken*, Regelwerke, die besagen, wie sprachliche Produktion vor sich geht bzw. vor sich zu gehen hat. Denn bereits die ersten Grammatiken sind normativ ausgerichtet, verbinden die Beschreibung mit der Vorschrift. Damit tritt die reglementierte Beziehung von Sprache und Gesellschaft auf den Plan: bestimmte Formen der sprachlichen Produktion werden

³ Man weiß, dass Schrift nur relativ wenige Male im Laufe der Menschheitsgeschichte wirklich erfunden worden ist; diese Erfindungen wurden dann von jeweils anderen Völkern übernommen, für ihren Gebrauch angepasst und vervollkommenet. Zu ihrer Geschichte vgl. immer noch: Jensen, Hans, ¹⁹⁶⁹. *Die Schrift in Vergangenheit und Gegenwart*. Berlin: VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften, Nachdruck 1984.

privilegiert, bekommen Vorbildcharakter und damit eine positive *gesellschaftliche* Bedeutung, andere werden rasch abgewertet.

Anstatt einer Geschichte der menschlichen Kommunikation entwickelt die Menschheit die Geschichte der Sprache, bzw. aufgrund ihrer Vielzahl die Geschichte der Sprachen. Dem liegt ein mehrfacher Reduktionsprozess zugrunde: die Vielfalt der Kommunikation wird auf eine Kommunikationsform, das Sprechen, reduziert, dieses auf die Produktion der Lautketten, nicht auf ihre Rezeption, diese auf das bewahrbare Sprechen – das ist für fast fünftausend Jahre die Schrift, und aus dieser schriftlichen Überlieferung werden die Sprachformen konstruiert. Diese sollen durch die Traditionen auch fixiert werden und zunächst eine Vorbildrolle spielen, später als gesellschaftliche Norm dienen. Dieses letzte Ziel wird nur zum Teil erreicht, der Sprachwandel vollzieht sich weiterhin, aber sehr viel langsamer, als das, nach allem, was wir wissen, in nicht verschrifteten Sprachen der Fall ist. Erst sehr spät nehmen die Beobachter wahr, dass schriftliche Äußerungen ganz anderen kommunikativen Regeln gehorchen müssen als mündliche, um rezipierbar zu werden – und zu bleiben. Möglicherweise wird man den Sprachwandel, mindestens in den neuzeitlichen Gesellschaften, sehr stark als politikgeleitet verstehen müssen, denn spätestens seit der Renaissance wird Sprache in steigendem Maße zum Objekt bewusster Politik⁴ (das Sprechen kann erst dazu werden, als es selbst bewahrbar geworden ist, nämlich seit dem späten 19. Jahrhundert). Diese mehrfache Reduktion ist zugleich ein komplexer Prozess der *Verdinglichung*, denn aus plastischen kommunikativen Beziehungen, die raschem Wandel und vielfacher Modifikation unterworfen sind, werden (relativ) starre Gebilde. Aus dem *Prozess* der Kommunikation wird das *Produkt* Sprache, das weitgehend ohne Rückgriff auf alle anderen Implikationen der kommunikativen Prozesse betrachtet und beschrieben wird. Dass Sprache nur eine Abstraktion der Kommunikation ist, haben die Beobachter aus ihrem Blickfeld verloren.

Die Grammatikographie aller Zeiten und Länder beschreibt bis in eine nahe Vergangenheit nur die Regeln für die (schriftsprachliche) Produktion. Sie nimmt fast nie Bezug auf die Rezeption oder gar auf andere kommunikative Zusammenhänge. Natürlich hängt das damit zusammen, dass diese Produktion weitgehend beobachtbar ist, wenigstens in ihren Erträgen, heute auch die akustischen Vorgänge (bzw. ihre Entsprechungen) gemessen werden können, während die Prozesse der Rezeption noch immer nicht direkt wahrnehmbar sind (allenfalls behavioristisch über Reaktionen). Erst die modernste Hirnforschung kommt ihrer formalen Entschlüsselung näher; allerdings stehen die Forschungen noch in einem frühen Stadium, über die inhaltlichen Prozesse ist noch wenig bekannt.

⁴ Diese Vermutung hat Klaus Bochmann auf einem der Payerbacher Wochenendseminare im Sommersemester 2004 formuliert; sie scheint mir sehr berechtigt und mindestens gründlicher weiterer Untersuchungen wert.

Nahm die Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts noch einen historisch-vergleichenden Standpunkt ein, durch den immerhin der Sprachwandel noch erklärlich blieb, wenn auch der Aspekt der Kommunikation kaum eine Rolle spielte, so verlassen die großen Sprachtheorien des 20. Jahrhunderts, der Strukturalismus und die Generative Sprachwissenschaft, diese Perspektive und versuchen, die sprachliche Produktion nur noch funktional zu beschreiben. Dabei gehen sie beide davon aus, dass die einzelnen Sprecherinnen und Sprecher in ihrem Wissen über (weitgehend) identische Grammatiken verfügen, die ihnen die Kommunikation mit anderen Sprachteilnehmern ermöglichen. Während man sich die *langue* Saussures als bis zu einem gewissen Grad durch einen gesellschaftlichen Ausgleichsprozess entstanden denken muss, handelt es sich bei Chomsky um eine angeborene, und damit genetische Funktion. Beide Theorien können damit letztlich die sprachliche Variation und vor allem den Sprachwandel nicht erklären. Sie berücksichtigen die interaktiven Elemente des Sprechens (wie jeder Kommunikation) praktisch nicht und machen das Konstrukt *Sprache*, das aufgrund komplexer Abstraktionsprozesse aus der Praxis der Kommunizierenden gewonnen wurde, zu einem existierenden und abgrenzbaren Objekt der Realität. Die Ebene der *Erfahrung*, der persönlichen Geschichte des Subjekts tritt dabei nicht in Erscheinung. Diese Sprachen funktionieren in der gesellschaftlichen Realität, allerdings müssen ihre Beobachter ständig zugeben, dass sie nicht *so* funktionieren, wie sie beschrieben werden. Daher die Entwicklung der zahlreichen, von den Vertretern der reinen Lehren oft verspotteten „Bindestrich-Disziplinen“, wie Soziolinguistik, Pragmalinguistik, Psycholinguistik oder Dialektologie, welche versuchen müssen, die Varianz zu erklären, die nach der reinen Theorie eigentlich nicht vorgesehen sein dürfte. Dass diese Sprachtheorien *auch* zur Ausübung von Macht herangezogen werden können, sei nur am Rande erwähnt. Dieses Faktum dürfte allerdings nicht ganz unbeteiligt an ihrem Erfolg sein, ebenso wenig, dass es immer die Starrsten, die am wenigsten dynamischen Spielarten dieser Theorien sind, die die stärkste gesellschaftliche Rezeption erfahren.

Erst als einige Erfindungen wie Tonträger, Telefon und Rundfunk gemacht werden, gerät die Kommunikation ins Beobachtungsfeld der Forschung, zunächst allerdings nicht der Sprachwissenschaft sondern der technischen Disziplinen. In den dreißiger und vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts werden die ersten sprachwissenschaftlichen Theorien der Kommunikation von Bühler und Jakobson formuliert, bei denen die interaktiven Prozesse erwähnt werden⁵; sie bleiben aber noch sehr mechanizistisch, vor allem im Bezug auf Rezeptionsvorgänge. Mittlerweile stehen Kommunikationsmodelle in allen Einführungen in die Sprachwissenschaft, aber sie unterscheiden sich noch immer stark im Detail und

⁵ Bühler, Karl, 1933. *Sprachtheorie*. Jena: Fischer (viele Nachdrucke); Jakobson, Roman, 1960. „Linguistics and Poetics“, in: Sebeok, Thomas A. (ed.). *Style in Language*. London, u.a., 350-377 (zuerst in den vierziger Jahren veröffentlicht).

– vor allem – sie sind kaum in die Praxis der Forschung eingegangen. Noch immer werden grammatische Fakten ohne Rücksicht auf kommunikative Erkenntnisse analysiert, noch immer spielen die Regularitäten der Kommunikation für die Erklärung des Sprachwandels nur eine untergeordnete Rolle, noch immer spielt Kommunikation beim Spracherwerb nur eine untergeordnete Rolle, trotz der Neuorientierung der entsprechenden Lehrpläne. Natürlich gibt es Ausnahmen, wie etwa manche der berühmten Untersuchungen von Jules Gilliéron⁶, die oft sehr viele Gesichtspunkte ins Auge fassen. Aber sie sind selten.

2. Gesellschaft

Dieses Kapitel kann kurz werden: es ist klar, dass Sprache vor allem der gesellschaftlichen Verständigung – im weitesten Sinne des Wortes – dient. Diese Feststellung gilt ebenso für nichtmenschliche Kommunikationsformen. Die berühmten 33 Laute der Meerkatzen dienen ebenfalls der Verständigung in ihrer Gesellschaft, nicht weniger als die unendlichen Melodien der Wale oder der Schwänzeltanz der Bienen. Allerdings unterscheiden sich natürlich deren „Gesellschaften“ in erheblichem Maße von denen des modernen Menschen. Auf der anderen Seite gibt es auch zwischen den menschlichen Gesellschaften gewaltige Unterschiede: wer hat nicht die berührenden Berichte von Claude Lévi-Strauss über einige Völker der Amazonas-Wälder gelesen, die bisweilen nur aus zwei Dutzend Mitgliedern bestanden?⁷ Auch sie bilden Gesellschaften, allerdings deuten die Berichte bisweilen an, dass diese Gesellschaften sehr plastisch sein und sich rasch durch Teilung oder Hinzugewinnung neuer Mitglieder verändern können⁸. Der Weg von diesen kleinen, wenig strukturierten Gruppen zu unseren modernen Gesellschaften, die Benedict Anderson mit einem glücklichen Bild als „vorgestellte“ bezeichnet hat⁹, ist gewaltig. Diese letzten existieren nur in der Vorstellung ihrer Angehörigen, weil diese niemals alle anderen Teilhaber an der Gesellschaft kennen und mit ihnen in Kontakt treten können. Vorgestellt aber auch deshalb, weil die Angehörigen über eine gewisse Anzahl von Referenzen – wie Nationalfarben, Wappen, Hymnen, repräsentative Personen, u. a. – verfügen, die sie als gemeinsam ansehen, und auf die sie relativ einheitlich reagieren (die Missachtung dieser Symbole wird daher gewöhnlich unter schwere Strafen

⁶ Z. B. *Généalogie des mots qui désignent l'abeille d'après L'Atlas linguistique de la France*. Paris 1918 ; *Les étymologies des étymologistes et celles du peuple*. Paris 1922.

⁷ Lévi-Strauss, Claude, 1955. *Tristes tropiques*. Paris: Plon (viele Nachdrucke).

⁸ Ähnliches zeigt der US-amerikanische Historiker Patrick J. Geary für die europäischen Völker der Spätantike und des frühen Mittelalters: *Europäische Völker im frühen Mittelalter*. Zur Legende vom Werden der Nationen. Frankfurt a.M.: S. Fischer, 2002.

⁹ Anderson, Benedict, ³1996 [1983]. *Imagined Communities*. London: Verso (deutsch: *Die Erfindung der Nation*, Frankfurt/M.: Campus, 1988, ²1996).

gestellt). Das kann so weit gehen, dass es zu ganz widersprüchlichen Reaktionen kommt: als im Jahre 2000 vierzehn Regierungen der EU das Einfrieren der politischen Beziehungen zur neuen österreichischen Regierung verkündeten, weil diese unter starker rechtsradikaler Beteiligung gebildet worden war, überwog plötzlich auch bei vielen österreichischen Gegnern dieser Regierung die Empörung über die so genannten Sanktionen die Scham über eine mehr als bedenkliche Regierungsbildung; der neuen Regierung war ein erster Propaganda-Sieg in den Schoß gefallen (inzwischen wissen wir, dass diese Regierung nur ein Anfang war; die Fehleinschätzung der damaligen EU-Spitzen hat mittlerweile weiteren Regierungen den Weg freigemacht, deren europäische Konzeptionen Milchstraßen von denen der Väter der Union entfernt sind und die den Betrachter mit Schauern erfüllen – nicht nur in den so genannten neuen Mitgliedstaaten).

Diese heutigen Gesellschaften werden gewöhnlich mit dem Begriff *Nationen* bedacht, wobei es zu häufigen Verwechslungen zwischen den Termini *Nation* und *Staat* kommt. Die Verwechslung ist im Interesse der Staaten, die sich alle als Nationen gebärden (wollen). Deshalb bezeichnet sich die weltweite Organisation der *Staaten* auch als *Vereinte Nationen*, was man allenfalls als eine Absichtserklärung ansehen kann. Allein die Neuentstehung von etlichen *Staaten* in den letzten ein- einhalb Jahrzehnten zeigt, dass es ein erhebliches Verzerrungspotential geben muss, das aus vielerlei, vor allem machtpolitischen Gründen entstanden ist. Die bestehenden Staaten wollen den *status quo* möglichst fixieren, daher ist eine der obersten internationalen Regeln auch die Unverletzlichkeit der Grenzen, die Gesellschaften dagegen, die sich bislang nicht in Staaten – oder nicht in *einem* Staat – organisieren konnten, suchen nach Revisionsmöglichkeiten. Daher ist es so schwer, wenn nicht unmöglich, den Terminus *Nation* klar zu definieren. Allerdings erhellt daraus auch, dass nicht nur anerkannte und „konstituierte“ Nationen *imagined communities* sind, dass es hinter der „offiziellen“ Liste eine große Zahl von Kandidaten gibt, bei denen ganz unterschiedliche Konzeptionen miteinander konkurrieren können – Europa hat das vor kurzem an mehreren Beispielen vorgeführt.

Das ist indes hier nicht mein Thema. Hier geht es darum festzustellen, dass alle größeren Gesellschaften intern gegliedert und gewöhnlich hierarchisiert sind, nach möglicherweise sehr unterschiedlichen Gesichtspunkten. Eine wichtige Rolle nimmt immer die soziale Segmentierung ein, früher war die territoriale sehr bedeutsam, mit der (wieder) zunehmenden Mobilität hat sie an Bedeutung verloren, an vielen Stellen der Erde spielt immer noch die Religion eine große Rolle usw. Aber es können auch weniger grundlegende Optionen sein: konnte man früher in der Katholischen oder Orthodoxen Kirche einen bestimmten Heiligen besonders verehren, so nehmen heute Sportvereine oft eine vergleichbare Position ein. Zu den engsten Segmentierungen der Gesellschaften gehören die Familien, deren Bedeutung mittlerweile stark schwankt; in vielen Fällen erodiert sie

rapide bzw. beschränkt sich immer mehr auf einen ganz engen Kreis. Dazwischen ließen sich noch viele intermediäre Faktoren benennen, die sich gewöhnlich auch sehr stark im Hinblick auf ihre zeitliche Stabilität unterscheiden. Alle diese Segmentierungsebenen lassen sich *auch* als Ebenen der Kommunikation ausmachen; die Sprachwissenschaften haben die wichtigsten dieser Faktoren berücksichtigt: zunächst die diatopischen (nach dem Raum), erst später die diastratischen (nach der sozialen Schicht) und zuletzt die diaphasischen (nach der Situation) und diamesischen Unterschiede (nach dem Medium). Andere finden (noch) keine Berücksichtigung. Allerdings beschränken sich auch diese Beobachtungen weitgehend auf die Ebene der sprachlichen Produktion – es wird fast nicht nach *unterschiedlichen Kommunikationswelten* unterschieden; die *Interaktion* spielt bei diesen Untersuchungen eine viel zu geringe Rolle. Genau so spielen Fragen der *Konfiguration* der beteiligten Personen eine viel zu geringe Rolle; dabei wissen wir alle, dass sich unser Verhalten ändert, wenn bestimmte Personen unseren Kreis betreten oder verlassen.

Jeder Kontakt zwischen Personen muss die bei jedem einzelnen angelegten Potentiale so aktivieren, dass es zu einer – wie auch immer – geglückten Interaktion kommt. Natürlich bestehen gewaltige Unterschiede zwischen einem Zwiegespräch und einer Rede vor einer großen Menschenmenge. Insofern sind zwei Personen eine minimale Gesellschaft (von denen, im Selbstgespräch, eine nur virtuell sein kann).

3. Kommunikation

Wer die Interaktionen der von Lévi-Strauss erwähnten Völker am Amazonas beobachtet, wird feststellen, dass dort der sprachliche Kontakt in eine komplexe Vielfalt von anderen kommunikativen Verhaltensweisen: Gesten, Handlungen, Ritualen, eingebettet ist; ganz ähnliche Feststellungen wird man auch bei der Betrachtung der beiden südafrikanischen Filme mit dem Titel *Die Götter sind verrückt geworden* machen, die zum Teil aus der Perspektive des Volkes der San (Buschmänner) gedreht zu sein scheinen¹⁰. Auch dort begleiten viele andere Verhaltensweisen die sprachlichen Äußerungen, wird die Kommunikation erst dadurch vollständig, dass sie vielseitig ist. Wahrscheinlich trägt das völlige Nichtvorhandensein von Schrift dazu bei, dass die Kommunikation so vielschichtig ist. Mit völligem Nichtvorhandensein meine ich, dass es für die betreffenden Sprachen nicht nur keine Verschriftung gibt, sondern dass bei den Sprechern auch das Wissen über die Bewahrbarkeit von Gesprochenem (bis vor kurzer Zeit)

¹⁰ Auch der Bericht von Marjorie Shostak, *Nisa erzählt*. Das Leben einer Nomadenfrau in Afrika. Reinbek: Rowohlt, 1982, 2001, (im amerikanischen Original: *Nisa, The Life and Words of a !Kung Woman*. Cambridge/Mass.: Harvard Univ. Press, 1981) lässt diese Komplexität der Kommunikation an etlichen Stellen erkennen.

nicht vorhanden war. Ihre Situation war somit anders als die etwa der europäischen Analphabeten der letzten zweitausend Jahre, die zwar selbst nicht lesen und schreiben konnte, die aber sehr wohl von der Existenz der Schrift wussten – sei es nur aus religiösen Zeremonien – und für die die Schrift erhebliche Bedeutung hatte, oft als Zauber, als Macht, als Gefahr empfunden wurde; ähnliches wird von vielen analphabetischen Gesellschaften berichtet, die im Kontakt mit Schriftkulturen standen (daher versucht auch in *Tristes Tropiques* der Häuptling eines der beschriebenen Völker, sobald er die Tätigkeit des Schreibens sieht und prinzipiell versteht, sich dieses Machtmittel anzueignen).

Meine These in diesem Zusammenhang ist, dass in dem Maße, in dem die Schrift in einer Gesellschaft präsenter wurde – ob als Spezialistenwissen oder als verbreitete soziale Praxis – die Bedeutung der *anderen* Formen der Kommunikation (oder mindestens ihrer *Wahrnehmung*) abnahm, und das bis zu dem Punkt, an dem die Kommunikation fast völlig aus dem Gesichtsfeld der Forschung verschwand. Sie spielt in der sprachwissenschaftlichen Forschung des 19. und 20. Jahrhunderts (aber auch davor) fast keine Rolle. An ihre Stelle trat die Erforschung der Sprache – als Produktion und als Produkt. Die Forschung beobachtete damit *ein* Teilobjekt der Kommunikation aus *einer* ganz bestimmten Perspektive und ließ/ließ viele andere Aspekte ganz oder weitgehend außer Acht. Dadurch kam und kommt es zu Verzerrungen, die unsere Wahrnehmung der kommunikativen Realität stark beeinflusst und beeinträchtigt haben.

Die Reduktion der Kommunikation auf Sprache kann als methodische Maßnahme für manche Untersuchungen sinnvoll sein, die grundsätzliche Ausblendung der kommunikativen Aspekte führt zu einer Reduktion der Wahrnehmungsmöglichkeiten (das ist besonders paradox in einer Zeit, in der sehr viele Formen der Kommunikation bewahrbar geworden sind – es ist daher nicht verwunderlich, dass sie auf Umwegen und in bescheidenem Umfang *wieder* Aufmerksamkeit erregen). Vor allem die Ebenen der *Rezeption* und der *Interaktion* werden weitgehend ausgeschaltet. Aber auch die Isolation von anderen Aspekten unter der Bezeichnung *außersprachliche Kommunikation* oder *Gebärdensprache* beharrt auf dem *Primat der Sprache*, wogegen hier der *Primat der Kommunikation* propagiert werden soll. Es ist kein Zufall, dass die Gebärdensprachen der Gehörlosen so lange keine Anerkennung fanden, weil sie für ihre Kommunikation ganz andere Mittel und Wege verwenden als die artikulierte Sprache, die aber für die *augenblickliche* Kommunikation nicht weniger leistungsfähig zu sein scheinen als diese (für die bewahrbaren Formen der Kommunikation greifen die Gehörlosen auf die üblichen Formen der Schrift zurück). Dahinter kann man die Vorstellung vermuten, dass die artikulierte Sprache als eines der wichtigsten Kriterien für die Definition der Spezifität des Menschen angesehen wird. Es wäre notwendig, viele Meinungen und Erkenntnisse der Sprachwissenschaft, die *nur* sprachliche Fakten berücksichtigen, *auch* unter dem Aspekt der Kommunikation zu betrach-

ten. Es ist nämlich nicht gesagt, dass die Regelnotwendigkeiten von Sprache und Kommunikation immer übereinstimmen, und dann stellt sich die Frage, welche Regeln einen höheren Status haben (es könnte sein, dass manche nicht geglückte Kommunikation darauf zurückzuführen ist, dass die Regularitäten der Sprache und nicht die der Kommunikation berücksichtigt worden sind; umgekehrt könnte manches schwer verständliche sprachliche Phänomen unter der Prämisse des Primats der Kommunikation leichter interpretierbar werden).

Wenn eingangs gesagt wurde, dass *sprachliche Kommunikation* im Prinzip interaktiv ist, so muss jetzt hinzugefügt werden, dass in manchen Grenzfällen die Sprache dieses Prinzip aufgeben kann; das zeigt sich in manchen avantgardistischen Texten etwa des frühen 20. Jahrhunderts. Sie kann somit die Beziehung zur Gesellschaft abschneiden. Kommunikation indes setzt *immer* mindestens ein Gegenüber voraus, das reagiert bzw. reagieren kann und ist damit in dieser Hinsicht eindeutiger. Es scheint mir notwendig, die Hierarchien erneut und genau zu überprüfen.¹¹

Wien, 11.IX.2006

Literatur

- Abels, Heinz, 2001. *Einführung in die Soziologie*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 2 Bände.
- Ammon, Ulrich, 1973. *Probleme der Soziolinguistik*. Tübingen: Niemeyer.
- Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J./Trudgill, Peter, Hrsg., 2004. *Sociolinguistics: an international handbook of the science of language and society = Soziolinguistik: ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. Berlin [u.a.]: de Gruyter, Band I.
- Baecker, Dirk, 2004. *Wozu Soziologie?* Berlin: Kadmos.
- Bourdieu, Pierre, 1997. *Die verborgenen Mechanismen der Macht*. Hamburg.

¹¹ Der vorliegende Text versucht Gedanken weiterzuführen, die sich in folgenden Aufsätzen finden: G. K., 2004. „Von der formalen Sprachwissenschaft zur Soziologie der Kommunikation“, in: *Das Argument* (Berlin), XLVI, no. 258, 809-813; etwas verändert in *Grenzgänge* (Leipzig), 2005, no. 23, 111-116; G. K., 2005. „La linguistique du XIX^e siècle, une linguistique a-communicative. Quelques réflexions“, in: *Lengas* (Montpellier), 2005, no. 56, 111-123. Die vorliegenden Gedanken gehen aus von den theoretischen Überlegungen von Robert Lafont, wie sie namentlich in *Le travail et la langue*. Paris: Flammarion, 1978, niedergelegt sind; vgl. auch: id., *Le Dire et le Faire*. Montpellier: Praxiling, Université Paul Valéry, s. d. [1990]; id., *Il y a quelqu'un*. La parole et le corps. Montpellier: Praxiling, [1994] und zuletzt id., *L'être de langage*. Limoges : Lambert-Lucas, 2004.

Why Sociology Needs the Linguist

Max DOPPELBAUER, Wien

1. Die Linguistik braucht einen Soziologen

Vor genau 40 Jahren, am ersten September 1966, hielt der nordamerikanische Sprachwissenschaftler und Anthropologe Dell Hymes auf der 61. Jahrestagung der *American Sociological Association* in Miami Beach, Florida, in der Sektion 67 ‚Sociolinguistics‘ einen Vortrag mit dem Titel *Why Linguistics Needs the Sociologist*¹. Seinen Vortragstitel lehnte er an einen Aufsatz von Edward Sapir aus dem Jahre 1938 an, nämlich *Why the Cultural Anthropology Needs the Psychiatrist* (in: *Psychiatry* 1, 7-12) (Hymes 1967: 41). In seinem Vortrag, den er (wie auch sein Vorbild) am Sprachverhalten eines nordamerikanischen Indigenen (White-Thunder) festmacht, meint er, dass bis vor Kurzem die Sprachwissenschaft und die Soziologie in den Vereinigten Staaten meilenweit voneinander getrennt zu sein schienen und die linguistischen Fragestellungen weder Sprachbenützer, Sprechakte noch Sprachgemeinschaften einbezogen (Hymes 1967: 41f.). An seinem Beispiel versucht er nun – mit Erfolg – nachzuweisen, dass ohne Einbeziehung soziologischer Sichtweisen und Argumente neben individuellen Einzelheiten in diesem Fall kaum schlüssige Erklärungen möglich sind. Weiters kommt er zu dem Schluss:

Dass soziolinguistische Beschreibungen benötigt werden, dürfte einem Publikum von Soziologen als selbstverständlich erscheinen. Dies gilt für Linguisten jedoch weithin noch nicht. (Hymes 1967: 50)

(Ob dies heute und hier auch gilt, wird uns weiter unten beschäftigen.) Hymes meint, dass, wenn eine systematische Theorie aufgebaut werden soll, man die Wechselbeziehungen zwischen unterschiedlichen Erscheinungen erkennen müsste, die bis dann als unterschiedliche Typen behandelt wurden und verweist im Rahmen seines Beispiels auf: Akkulturation, Bilingualismus, Kreolisierung, sprachlichen Nationalismus, Pidginisierung, Sprachstandardisierung, die Konstruktion von Kunstsprachen und den Unterricht in der Muttersprache (Hymes 1967: 55). Und so glaubt Hymes, dass es unwahrscheinlich sei, dass „das

¹ Dieser Vortrag wurde in der Zeitschrift *Social Research* 34 (1967), 632-647, veröffentlicht, aus dem Amerikanischen übersetzt von Wilfried Kürschner und auf Deutsch publiziert im Band *Soziolinguistik*, hrsg. von Hugo Steger (1982), Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Problemgebiet Soziolinguistik zum alleinigen Besitz einer Disziplin“ (ibid.) werde. Für ihn stellt also die Soziologie, wenn auch nicht den einzigen, so doch einen unentbehrlichen Partner der Sprachwissenschaft dar (ibid.).

Dies markiert in der Wissenschaftsgeschichte zwar nicht den Anfangspunkt einer neuen Disziplin, der Soziolinguistik – viele Einführungen nennen hier den Aufsatz von Haver C. Currie aus dem Jahre 1952 mit dem Titel „A projection of sociolinguistics. The relationship of speech to social status“ –, ist aber sicherlich ein wegweisendes Zeichen.

Schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts erkennt Ferdinand de Saussure Sprache als soziales Phänomen, wenn auch dieser Aspekt nicht im Mittelpunkt seiner Forschungen stehen sollte. Wörtlich meint er:

Die Erforschung der menschlichen Rede begreift demnach zwei Teile in sich: der eine, wesentliche, hat als Objekt die Sprache, die ihrer Wesenheit nach sozial und unabhängig vom Individuum ist [...]. (de Saussure ³2001: 22)

Die Wurzeln dieser relativ jungen Disziplin reichen jedoch in eine Zeit lange vor Saussure zurück, worauf Hans Goebel (2004) mit seinem Aufsatz „Vorsoziolinguistische Entwicklungen in der Erforschung von Sprache und Gesellschaft“ hinweist.

2. Die Wissenschaft braucht eine Theorie

Zur selben Zeit wie Hymes erkennen auch europäische Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen den Überlappungsbereich zwischen Sprachwissenschaft und Soziologie, hier aus der Sicht der Sprachwissenschaft, die notwendige Zusammenhänge mit gesellschaftlichen Fragestellungen sieht. Die Meinung, dass der Linguistik klar werden müsse, was die Soziologie angeblich bereits sehe (laut Hymes), besteht hier nicht.

Zur deutschsprachigen Avantgarde zählte sicher auch Brigitte Schlieben-Lange, die seit den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts mit wegweisender Literatur hervortritt, und die in ihrer Publikation *Soziolinguistik. Eine Einführung*,² auf die Wissenschaftsgeschichte in den verschiedenen Ländern ebenso eingeht wie auf die Probleme und das gegenwärtige Interesse der Soziolinguistik. Sie hebt dabei hervor, dass zwei Arten von Problemen in der Soziolinguistik unterschieden werden müssten, nämlich „die Probleme des Gegenstandes, diejenigen Probleme also, die im konkreten Zusammenleben von Sprachgemeinschaften und gesellschaftlichen Gruppen vorliegen, und andererseits die Probleme der

² 7. Auflage: 1973; 1. Auflage: 1958

Soziolinguistik als Wissenschaft“ (Schlieben-Lange 1973: 69). Ich versuche mich also in der vorliegenden Arbeit auf letzteres zu beziehen. Bemerkenswert ist, dass Schlieben-Lange bereits in ihrer Einleitung darauf verweist, dass die Soziolinguistik sich davor hüten müsste, „die beiden Arten von Systemen, die sie betrachtet, die gesellschaftlichen und die sprachlichen, statisch zu sehen“ (Schlieben-Lange 1973: 17). Auch sie ist auf der Suche nach einer soziolinguistischen Theorie, die ihrer Meinung nach handlungsorientiert sein müsste und bezieht sich dabei auf Wunderlich:

Voraussetzung für eine soziolinguistische Theorie wäre hier nicht eine linguistische (Syntax + Phonologie-)Theorie mit geeignet einzubauenden soziologischen Parametern, sondern eine Sprachhandlungstheorie, in der linguistische Größen nicht nur mit außerlinguistischen Größen korreliert werden, sondern als Größen verstanden werden, die einen Handlungskontext sowohl voraussetzen wie auch verändern. Gegenwärtig gibt es solch eine Theorie nicht (außer einigen Prinzipien, die durch die angelsächsische Sprechaktphilosophie ausgearbeitet worden sind); dennoch halte ich Versuche, sie zu entwickeln, als für die Dauer am erfolgreichsten. (Wunderlich, Dieter, 1971. „Zum Status der Soziolinguistik“, in: Klein/Wunderlich, (Hg.), 1971. *Aspekte der Soziolinguistik*. Frankfurt, 297f., zit. bei Schlieben-Lange 1973: 18)

Schlieben-Lange versucht in ihrer Einführung eine sehr breite Basis zu beschreiben, und geht auf Richtungen aus Nordamerika, England, Frankreich, Italien und im Speziellen aus der „Bundesrepublik“ ein. Die russische Soziolinguistik fehlt (nicht nur) bei ihr, sicher auch deshalb, weil die russischen – wahrscheinlich alle osteuropäischen – Ansätze in Mittel- und Westeuropa nicht oder kaum rezipiert wurden.

In Frankreich ist die Situation etwas anders gelagert, denn dort bildet sich auch eine marxistische Richtung der Sprachwissenschaft heraus; Calvet weist in seiner Einführung *La sociolinguistique* aus dem Jahre 1993 auf den russischen Sprachwissenschaftler Nikolai Marr (1864-1934) hin, für den Sprache seit ihrem Ursprung ein Machtinstrument gewesen sei, und immer durch die Teilung der Gesellschaft in Klassen markiert sei (Calvet 1993: 9f.). Auch der Spanier García Marcos kritisiert in seinen *Nociones de Sociolingüística* (1993) den „westlichen“ Blickwinkel, wenn er darauf hinweist, dass zwar für viele die *Sociolinguistics Conference* an der UCLA im Jahre 1964 sozusagen den Startschuss für eine neue Disziplin darstelle, dass aber in der Sowjetunion schon viel früher ein gewisser Marr mit seiner von Bachtin inspirierten Semiotik die Grundlagen für eben jene Disziplin legte (García Marcos 1993: 9).

Diese Lücke fällt hierzulande bei den meisten soziolinguistischen Theoriedarstellungen auf, obwohl eine russische „Soziolinguistik“ bereits in den zwanziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts existierte – ausgelöst durch die Ideologien, die der Oktoberrevolution 1917 folgten.

Durch ideologische Gräben zwischen der Sowjetunion und dem „Westen“ und dem daraus folgenden *Kalten Krieg* waren wissenschaftliche Synthesen wahrscheinlich schwer möglich. Außerdem liegen russische Schlüsseltexte, wie z.B. der Aufsatz „Aktuelle Probleme der gegenwärtigen Linguistik“ von Evgenij Polivanov aus dem Jahre 1929 meines Wissens erst seit Mitte der Siebziger Jahre in (west)deutscher Übersetzung³ vor. Darin meint Polivanov, dass es schlecht stehe „um das Studium der sozialen Seite der Sprache – um die soziologische Linguistik“ (Polivanov 1929: 108); und so definiert er für diese Disziplin Aufgabenbereiche und zählt u. a. folgende zu bearbeitende Gebiete auf:

- Evaluative Analyse einer gegebenen Sprache als Kommunikationsmittel;
- Erforschung der Kausalzusammenhänge zwischen sozioökonomischen und sprachlichen Erscheinungen;
- Allgemeines typologisches Schema der Sprachevolution im Zusammenhang mit der Kulturgeschichte;
- Probleme der angewandten soziologischen Linguistik: Sprachpolitik. (Polivanov 1929: 111)

In der DDR wurden diese Ansätze natürlich diskutiert, dort aber stets mit gewissen ideologischen Filtern, die ihrerseits mögliche Synthesen unmöglich machten.

So beginnt beispielsweise für Manfred Uessler in der Einführung „Soziolinguistik“, herausgegeben vom VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften aus (Ost-)Berlin, genannte Disziplin mit dem Jahre 1926, als die erste Arbeit zur Soziologie der Sprache (*sociologija jazyka*), nämlich das Buch *Sprache und Gesellschaft* von R. O. Šor publiziert wird (Uessler 1982: 96).

In der Sowjetunion wurden aber diese Anfänge einer Theorienbildung durch die staatlich protegierte, dogmatische „Neue Lehre“ Marrs an weiterer Entfaltung behindert (Girke/Jachnow 1974: 10). (Mehr zu russischen Theorien der zwanziger und dreißiger Jahre bei Uessler 1982 und bei Girke/Jachnow 1974a/b.)

Auch meint Norbert Dittmar, dass es sich bei diesen Theorien (wie z. B. Polivanov) eher um philosophische Betrachtungen und Programmwürfe handle, die dem heutigen Erkenntnisstand der Soziolinguistik nicht mehr gerecht werden können (Dittmar 1997: 24f.). Für Dittmar beginnt die systematische Erforschung des Zusammenhangs von Sprache und sozialem Kontext erst mit dem

³ Vgl. Girke/Jachnow 1974b

Aufsatz von Ferguson (1959) über Diglossie (Dittmar 1997: 24), und für ihn kann man den Gegenstand der Soziolinguistik in Anlehnung an Fishman (1975. *Soziologie der Sprache*. Eine interdisziplinäre sozialwissenschaftliche Betrachtung in der Gesellschaft. München: Max Hueber Verlag) in folgender Frage zusammenfassen:

Wer spricht was und wie mit wem in welcher Sprache und unter welchen sozialen Umständen mit welchen Absichten und Konsequenzen? (Dittmar 1997: 25)

Es ist für uns hier nicht wichtig, wer nun der Erste war, der die richtige Frage stellte, es wird bei dieser Darstellung aber deutlich, dass in beiden Fällen, der Sowjetunion und dem „Westen“, eine neue Art der sprachwissenschaftlichen Fragestellung nach großen politischen und gesellschaftlichen Veränderungen (Oktoberrevolution, Faschismus/II. Weltkrieg, etc.) in Schwung kam. In selber Art und Weise wurde auch in Spanien nach dem *Franquismus* Mitte der siebziger Jahre der Zusammenhang von Sprache und Gesellschaft zum Thema wissenschaftlicher und politischer Auseinandersetzung, was durch die Entwicklung der *Katalanischen Soziolinguistik* zum Ausdruck kam (Näheres zur *Katalanischen Soziolinguistik* bei Krennitz 1979).

3. Die Teilmenge teilt sich

Vergleicht man sämtliche soziolinguistische Richtungen miteinander, stellt man aber fest, dass eine einheitliche Theorie der Soziolinguistik nicht existiert.

Dittmar formuliert diesen Umstand folgendermaßen:

Bei dem gegenwärtigen Stand der soziolinguistischen Forschung ist an die Formulierung einer expliziten Theorie nicht einmal in Ansätzen zu denken. Logischerweise hängt die Formulierung einer solchen Theorie von der Theoriefähigkeit der beiden Disziplinen Linguistik und Soziologie ab. (Dittmar 1997: 107)

Dass es nun keine allgemein gültige soziolinguistische Theorie gibt, hängt wahrscheinlich damit zusammen, dass es auch in der Erforschung der Gesellschaft ganz allgemein keine einheitliche Theorie gibt. Da soziologische Theorien auch ideologische sind, ist dies wahrscheinlich auch gar nicht möglich. Ein beliebtes Zitat von einem der am meisten rezipierten Soziologen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Niklas Luhmann, unterstreicht dies, wenn er die Theorien der so genannten *Frankfurter Schule* am Anfang seines Vorwortes zur *Gesellschaft der Gesellschaft* (1997) kritisiert:

Bei meiner Aufnahme in die 1969 gegründete Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld fand ich mich konfrontiert mit der Aufforderung, Forschungsprojekte zu benennen, an denen ich arbeite. Mein Projekt lautete damals und seitdem: Theorie der Gesellschaft; Laufzeit: 30 Jahre; Kosten: keine. Die Schwierigkeiten des Projekts waren, was die Laufzeit des Projekts angeht, realistisch eingeschätzt worden. Die Literaturlage in der Soziologie bot damals wenig Anhaltspunkte dafür, ein solches Projekt überhaupt für möglich zu halten. Dies nicht zuletzt deshalb, weil die Ambition einer Theorie der Gesellschaft durch neomarxistische Vorgaben blockiert war. (Luhmann 1997:11)

Luhmann bringt hier explizit seine Abneigung gegen den Marxismus zum Ausdruck, was wiederum impliziert, dass (für ihn) Gesellschaftstheorien allgemein nicht frei von Ideologie sein können. Er präsentiert also ein Gegenmodell zum bisher da Gewesenen.

Wenn nun eine einheitliche soziologische Theorie nicht möglich scheint, verwundert es kaum, dass auch die Pioniere auf dem Feld der Soziolinguistik, einem eventuellem Überlappungsbereich zwischen Soziologie und Linguistik, nicht fündig wurden. Selbes gilt natürlich auch für die Sprachwissenschaft, wo nach wie vor verschiedene Strömungen in andere (vielleicht entgegengesetzte) Richtungen zu weichen scheinen.

Dies störte die Soziolinguistik in keinsten Weise, sich weiter zu entwickeln. Es kommt jährlich zu zahllosen Publikationen in diesem Bereich, auch theoretischer Natur, und ich habe den Eindruck, dass innerhalb der Linguistik der Soziolinguistik immer größeres Interesse zukommt (doch ist dies natürlich eine rein subjektive Beobachtung).

Vergleicht man nun ältere Einführungen in die Soziolinguistik mit Publikationen jüngerer Datums, so gewinnt man den Eindruck, früher wäre man eher auf der Suche nach einer einheitlichen Theorie gewesen (Vgl. Hymes 1967, Schlieben-Lange 1973, Dittmar 1973, Ammon 1973, etc.) während man heute die Soziolinguistik weiter in zahlreiche Unterdisziplinen teilen möchte und möglichst viele Teilgebiete darstellt (Dittmar 1997, Veith 2002, Wardhaugh 2002, etc.). Vielleicht hat sich hier eine Stoßrichtung geändert: von der Suche nach Einheit – in Richtung Fragmentierung, ohne dies in einem ersten Schritt bewerten zu wollen. So kommt innerhalb der Soziolinguistik Unterbereichen wie der Varietätenlinguistik, Ethnolinguistik, Kreolistik, der Erforschung des Codeswitching, den Genderstudies (innerhalb der Sprachwissenschaft) etc. immer mehr Bedeutung zu, vielleicht auch durch die Einsicht, dass eine einheitliche Theorie ohnedies nicht zu gewährleisten ist.

Diese Fragmentierung könnte meiner Ansicht nach aber auch die Existenz einer Soziolinguistik als eigenständiger Disziplin in Frage stellen, gerade wenn

sich Unterbereiche sehr stark isolieren, vielleicht sogar etablieren; diesen Eindruck gewinne ich beispielsweise bei der Codeswitching-Forschung⁴, die sehr wohl eigene (vielleicht einheitlichere) Theorien hervorgebracht hat (vgl. zahlreiche Arbeiten von Gumperz, Poplack, Thelander, u. v. m.).

Vielleicht handelt es sich hier aber um ein allgemeines Wissenschaftsphänomen, das alle Disziplinen betrifft; vielleicht ergibt sich dieses Phänomen ja aus erkenntnistheoretischen Gründen. (In diesem Zusammenhang fiel mir auf, dass vor wenigen Semestern das Universitätsinstitut für Übersetzung und Dolmetsch in ein Institut für Translationswissenschaft umbenannt wurde, was eventuell auch wirtschaftliche Gründe hatte.)

Die eigentliche Gefahr dieser Fragmentierung sehe ich im drohenden Verlust einer Allgemeinsicht, also im Tausch der Vogel- durch die Froschperspektive bei gleichzeitigem Verlust der Vogelperspektive, wobei der Wert der Froschperspektive nicht unterbewertet werden darf. Diese Gefahr der Fragmentierung, d.h. auch der Nischensuche und Nischenbildung, ist sicherlich in allen Wissenschaftsbereichen vorhanden und sie wird vielleicht durch den derzeitigen (internationalen) Universitätsbetrieb gefördert. Der Blick über den Tellerrand wird sicherlich auch durch bestehende Wissenschafts- und Universitätsstrukturen und daraus resultierendes „Revierverhalten“ erschwert.

Bereits 1970 machten Matthias Hartig und Ursula Kurz im Vorwort ihres Bandes *Sprache als soziale Kontrolle* auf folgendes aufmerksam:

Inhaltliche Zersplitterung kann leicht zu Inhaltlosigkeit führen. Die bestehende Differenzierung kann andererseits aber auch nicht einfach durch Minimal kategorien, zum Beispiel eine Dichotomisierung, aufgehoben werden.

Tatsächlich scheint eine Entdifferenzierung nur insoweit möglich zu sein, als die differenzierten Einzelbereiche in integrativ operierenden Modellen großer Gesamtbereiche gebunden werden. Die Integration von Teilbereichen gegenüber Zersplitterung und unbeabsichtigter – und daher ungenügender – Diffusion äußert sich folgerichtig in der zunehmenden Diskussion formaler Modelle für große Gesamtbereiche. Das Selbstverständnis des Wissenschaftlers muss sich daher vom Bild des Einzelwissenschaftlers in Mentalität und Handlung zu einem integrativ arbeitenden Typus verändern. Um dies zu bewerkstelligen, bedarf es der Zusammenarbeit über

⁴ Manche formulieren viel allgemeiner Sprachkontaktforschung, doch wird darunter allzu oft nur die Erforschung von Codeswitching-Phänomenen verstanden; vgl. Riehl, Claudia Maria, 2004. *Sprachkontaktforschung*. Tübingen: Gunter Narr Verlag.

wissenschaftliche Sparten hinweg, deren Grenzen heute höchstens noch historisch legitimiert werden können. (Hartig/Kurz 1971: 5)

4. Braucht die Linguistik die Soziolinguistik?

Ich möchte an dieser Stelle an den Gedanken von Hymes anschließen, der meinte, dass noch vor kurzem (in den sechziger Jahren) die Soziologie meilenweit von der Linguistik entfernt gewesen wäre. Nun scheint durch die Etablierung der Soziolinguistik diese Trennung auch in Europa überwunden. Ich gewinne aber oft den Eindruck, dass mit der Soziolinguistik keine „Brückendisziplin“ geschaffen wurde, sondern eine weitere, an vielen Stellen unabhängig sein wollende (allzu oft isoliert) zu den genannten hinzutrat. Dies wäre sicher – vorbehaltlich der oben genannten Einwände – legitim, doch wenn die Soziolinguistik den Überlappungsbereich von Soziologie und Linguistik darstellt, so ist sie immer auch integraler Bestandteil *beider* Disziplinen, und kann weder von dem einen noch von dem anderen Teil losgelöst werden.

Für viele Vertreter der Sprachwissenschaft ergaben sich durch den Zusammenhang mit der Soziologie jedoch keine großartigen Änderungen; die Struktur der Sprache wurde weiter systematisch untersucht und erforscht, ohne dass sich soziologische Aspekte aufdrängten. Viele einführende Publikationen machen dies auch heute deutlich.

So wird z.B. im *Arbeitsbuch Linguistik*⁵, herausgegeben im Jahre 2002 von Horst M. Müller als UTB, auf die Soziolinguistik nur als einer von drei „Bindestrichlinguistiken“ (*Sozio-, Ethno- oder Psycholinguistik*) (Müller 2002: 40) hingewiesen, und in diesem gut 500 Seiten starken Buch kommt diesbezüglich kein weiterer Eintrag vor. In einem anderen „Klassiker“ der sprachwissenschaftlichen Einführungsliteratur, der *Einführung in die Sprachwissenschaft* (³1999) von Heinz Vater werden zwar immerhin 6 von knapp 300 Seiten für die Soziolinguistik verwendet, doch wird hier nur ein Minimalausschnitt soziolinguistischer Betrachtungsweisen angeführt (Vater 1999: 230-236). Ähnliches gilt für *Sprache und Sprachwissenschaft* von Ralf Pörings und Ulrich Schmitz (1999; 2. Auflage 2003) und auch für die x-ten Auflagen für die noch immer oft verwendete *Linguistik für Anfänger* von Heidrun Pelz oder die *Einführung in die Moderne Linguistik* von John Lyons, wo man im Sachregister den Eintrag für Soziolinguistik vergeblich sucht.

Auch in der *Orientierung Linguistik* (Geier 1998), die dafür gedacht ist, Studenten bei ihrer Studienwahl zu unterstützen, werden eingefahrene Bahnen vertieft und Klischees bestätigt. Im ersten Kapitel *Wozu Linguistik?* wird zwar darauf hingewiesen, dass die moderne Sprachwissenschaft im 20. Jahrhundert sich etwas

⁵ Ich habe bei folgender Aufzählung jene Bücher aufgenommen, die ohne Vorbestellung in Wiener Universitätsbuchhandlungen (Herbst 2006) aufliegen.

vom Saussure'schen Denken emanzipiert hat und zu einem interdisziplinären Netzwerk geworden ist; als Partner der Linguistik werden aber lediglich *Computersprachwissenschaftler, Kognitions- und Kommunikationstheoretiker, Evolutionsbiologen und Semiotiker* (Geier 1998: 16) genannt, wobei der Soziologe hier ganz klar *nicht* genannt wird. Die Soziolinguistik wird als eine der vielen Bindestrich-Linguistiken aufgezählt und auf zwei (von ca. 200) Seiten erläutert. (Die anderen Bindestrich-Linguistiken wären: *Gesprächs-, Text-, Historio-, Computer-, Kontakt-, Bio-, Poeto-, Fremdsprachenerwerbs-, Anthro-, Krypto-, Theo-, Geronto-, Schrift- und die Didaktische, Mathematische, Philosophische und Feministische Linguistik* (Geier 1998: 161-168).)

Nun soll diese Tatsache aber nicht nur als Kritik meinerseits aufgefasst werden; ich finde, dass die Mehrzahl der zitierten Werke äußerst wertvolle wissenschaftliche Einführungen sind, die alle auch besondere didaktische Qualitäten besitzen und darum werden sie auch heute noch eingesetzt. Doch wird in den genannten Werken im Großen und Ganzen jenes Feld beschrieben und erweitert, das schon für Saussure zum zentralen Problembereich wurde – erweitert zumeist um die Pragmatik. Aus heutiger Sicht muss ich aber feststellen, dass auch Saussure nur einen kleinen Ausschnitt beschrieb, und dies bekanntlich auch nicht selbst, sondern seine Studenten; die Gründe dafür könnten vielfältig sein – vielleicht lebte er nicht lange genug, vielleicht waren einige Gedanken noch nicht fertig gedacht, etc.

Ich möchte an dieser Stelle betonen, dass in mir kein beleidigter Soziolinguist steckt, der um Anerkennung ringt, ich sehe mich als Sozialwissenschaftler, dem das Fehlen von Brücken zwischen verwandten Disziplinen oder innerhalb derselben auffällt.

5. Und die Soziologie?

Wie blickt aber nun die Soziologie auf die Soziolinguistik, besser gesagt auf den Faktor Sprache? Eingangs wurde Hymes zitiert, der meinte „dass es einem Publikum von Soziologen als selbstverständlich erscheinen dürfte, dass soziolinguistische Beschreibungen benötigt werden“ (Hymes 1967: 50).

Ob diese Feststellung für die Vereinigten Staaten der sechziger Jahre galt, kann ich leider nicht beurteilen, ich bezweifle aber, dass sie für das hier und jetzt gilt. Ich habe nicht Soziologie an der Universität studiert und ich weiß, ich beuge mich hier auf glattes Eis. Aus der Lektüre der wissenschaftlichen Einführungsliteratur gewinnt man aber folgenden Eindruck.

Bei Giddens' *Soziologie* (21999)⁶ stellt Sprache einen von mehreren Parametern bei sozialer Interaktion dar, auf den eigentlich nicht näher eingegangen wird.

⁶ Siehe Note 5.

Als wichtige Gruppenmerkmale werden Religion, Rasse und Ethnizität detailliert besprochen, wobei unter letzterem auch Sprache als Merkmal herangezogen werden kann, ebenso wie andere kulturelle Merkmale wie Geschichte, Herkunft, Kleidung oder Schmuck.

Erst im Schlusskapitel über Soziologische Theorie wird nach dem *Funktionalismus* von Talcott Parsons (1902-1979) auf den *Strukturalismus* eingegangen, der die *soziologische Analyse eng an die Untersuchung der Sprache knüpft* (Giddens 21999: 606). Das Unterkapitel *Jüngste Entwicklungen* beschreibt dann explizit die Theorien von Saussure (Giddens 21999: 609f.). Obwohl die erste Auflage im Englischen aus dem Jahre 1989 stammt, scheinen hier neuere Erkenntnisse aus der Sprachwissenschaft keinen Eingang gefunden zu haben.

In *Soziologie kompakt* von Klaus Feldmann (2005) werden zwar Sprache und Schrift als wesentliche Kennzeichen einer Kultur (neben Werten, Normen, Kulturgegenständen und Symbolen) festgehalten, in einer näheren Erläuterung wird aber nur kurz ein Aufsatz von Ervin-Tripp aus dem Jahre 1964 angeführt. Als die eigentlichen Gruppenmerkmale werden in dieser Einführung u. a. Religion, Ideologie und wirtschaftliche Faktoren aufgezählt und besprochen, und im Sachregister fehlt der Eintrag *Sprache*.

Einen etwas anderen Zugang zur Soziologie bietet Hans Joas mit seinem *Lehrbuch der Soziologie* (2001). Zwar stellt hier Sprache nicht den zentralen Punkt dar, aber immerhin wird an einigen Stellen auf Sprachen als Gruppenmerkmale hingewiesen und als solche diskutiert; beispielsweise im Zusammenhang mit der *kulturellen und sprachlichen Heterogenität Deutschlands – Homogenität als Mythos* (Joas 2001: 250ff.), oder auch im Zusammenhang mit dem Bildungssystem, wenn es um muttersprachlichen und fremdsprachlichen Unterricht geht (Joas 2001: 320f.).

Auch Haller (2003) und Baecker (2004) stellen die Soziologie mehr oder weniger als „sprachlose“ Wissenschaft dar, und Nassehi (2006) nennt in *Der soziologische Diskurs der Moderne* einen möglichen Grund dafür:

Die Grundoperation sozialer Systeme im Sinne Luhmanns ist Kommunikation, nicht: Sprache. Sprache ist in diesem Sinne lediglich als ein Medium zu verstehen, das selbst die Form von Laut und Sinn (vgl. Luhmann 1997: 213) hat. Der Laut ist nicht der Sinn, denn dieser kann nur – analog zu Saussure – in einem sinnhaften Verweisungszusammenhang zur Sprache kommen. Aber ohne den Laut, der für sich nur ein Geräusch ist, kommt es nicht zur Sprache. Für Luhmann ist die Sprache, die zunächst nur als Geräusch (und im Falle der geschriebenen Sprache als Strichanordnung) vorkommt, ein Medium, das die Wahrscheinlichkeit von Kommunikation dadurch erhöht, dass sie etablierte Formen zeitfest ermöglicht und damit leicht mit Kommunikation als dem praktischen Gebrauch der Sprache verwechselt werden kann. (Nassehi 2006: 271)

Hier kommt ganz klar zur Geltung, dass eben nicht Sprache, sondern Kommunikation ein soziologischer Parameter sein soll. Dass auch hier mit Saussure'scher Definition argumentiert wird, deutet darauf hin, dass die Sprachwissenschaft, bzw. auch die Soziolinguistik sich bislang nicht laut und deutlich genug über neue eigene Erkenntnisse geäußert haben.

6. Wer braucht Sprache als trennendes Element?

So hat Sprache neben ihren kommunikativen auch demarkative Funktionen, die sehr wohl in eine soziologische Theorie Eingang finden können bzw. müssten. Im Besonderen bei der Beschreibung von kollektiven Identitäten scheint der Faktor Sprache als einigendes aber auch demarkatives Gruppenmerkmal oft unverzichtbar. Krennitz nennt drei Größen, die „für eine starke und dauerhafte Gruppenidentität gelten: Kommunikationsgemeinschaft (Sprache), staatliche Zugehörigkeit („Nation“), religiöse Zugehörigkeit“ (Krennitz 2004: 89). Und so werden auch wegen dem Merkmal der Sprache Individuen oder Gruppen in eine Kommunikationsgemeinschaft integriert, oder eben davon ausgeschlossen. Beispielsweise war *eine* (National-)Sprache ein wichtiger Faktor bei der „Nationenbildung“ im Europa des 19. Jahrhunderts.

Auch bei der Theorie sozialer Schließung, die in ihren Grundzügen schon von Max Weber angedacht wurde, könnte der Faktor Sprache in seiner demarkativen Funktion eine wichtige Rolle spielen. So beschreibt beispielsweise Rudolf Stichweh die Wahrnehmung des Fremden folgendermaßen:

Einer der auffälligsten Züge in der Semantik des Fremden ist, dass sie von seiner Sprache spricht. Und diese Sprache des Fremden wird vielfach eher als ein akustisches Phänomen beschrieben, als dass sie auf ihre kommunikative Funktion hin gedeutet würde. Sie zeichnet sich durch eine un-schöne Lautlichkeit aus; sie ist barbarisch, was im ursprünglichen sumerischen Sinn bedeutete, dass es sich um unverständliches Stammeln handelt, also die Verständigung als die eine Kommunikation zum Abschluss bringende Komponente nicht gelingt [...]. (Stichweh 2005: 141f.).

Im Zusammenhang mit Inklusion und Exklusion in der heutigen Gesellschaft drängt sich das Thema der Integration geradezu auf. Denn in Bezug auf aktuelle Migrationsströme und der Problematik der damit verbundenen Integration, die zum Teil den täglichen politischen Diskurs bestimmen, wäre auf wissenschaftlicher Ebene Sprache eventuell ein wichtiger Parameter.

Zwei aktuelle soziologische Publikationen zum Thema Integration (Reinprecht 2006, Oberlechner 2006) weisen am Rande auch auf den Faktor Sprache hin; Reinprecht hält u.a. „das geringe Bildungskapital (fehlende Sprach-

kenntnisse)“ (Reinprecht 2006: 20) für eines der Probleme älterer MigrantInnen; und bei Oberlechner wird mehrfach darauf verwiesen, dass Sprachkurse der Sprache des Aufnahmelandes allein noch keine befriedigenden Integrationsmaßnahmen sein können (z.B. Oberlechner 2006: 169, oder 193f.). Doch in beiden Werken wird der Faktor Sprache nicht weiter diskutiert.

Einer der wenigen Soziologen, der Sprache als wichtigen Teil in seine Theorien integrierte, ist Pierre Bourdieu, für den sie einen bedeutenden Machtfaktor darstellt (Bourdieu 2005). Über die Sprache der Politik äußerte er sich folgendermaßen:

Diese Welt der Politik beansprucht für sich eine relative Autonomie mit eigenen Problemdefinitionen, eigener Sprache und ganz spezifischen Interessen. Damit ist das bezeichnet, was ich in meiner Terminologie ein Feld oder einen Handlungsraum nenne. Um darin mitspielen zu können, muss man eine bestimmte Sprache beherrschen und über eine bestimmte Kultur verfügen [...]. (Bourdieu 1997: 13f.)

Bourdieu entwickelte aber in vielerlei Hinsicht ideologisch anders gelagerte Modelle, was wiederum unterstreicht, dass auch keine einheitliche soziologische Theorie möglich ist.

Mir scheint, dass von soziologischer Seite zumindest teilweise eine Scheu besteht, den Faktor Sprache in allgemeine Betrachtungen mit einzubeziehen, wobei ich mich hier nicht nur auf Sprache als Größe der Kommunikation, sondern auch auf Einzelsprachen beziehe (das Deutsche, das Türkische etc.), obwohl diese Größe wahrscheinlich viele Hypothesen stärken könnte. Vielleicht ist nun Luhmann (auch etwas mit) daran schuld, denn er versuchte sich ständig zu anderen Disziplinen abzugrenzen. Er wolle eben das *soziale* System beschreiben und kein anderes. Auch zur Psychologie zieht er eine klare Grenze und sagt:

Lange Zeit haben in der Soziologie Vertreter eines individualistischen Reduktionismus für sich in Anspruch genommen, in besonderem Maße Zugang zu den elementaren, empirisch faßbaren Grundlagen des sozialen Lebens gewinnen zu können. Als Erhebungseinheit für empirische Untersuchungen fungiert sehr oft, ja zumeist das „Individuum“. Die Beobachtung des Verhaltens von Individuen würde daher, so meinte man, sehr viel direkteren Einblick in die Determinanten des Aufbaus sozialer Ordnung ergeben als statistische Aggregationen, ganz zu schweigen von großartigen Theorien.

„Diese Argumente treffen jedoch nur teilweise zu“, kommentiert sehr höflich Bernhard Giesen. Ich würde schärfer formulieren: Sie sind aus

leicht zu erkennenden Gründen falsch. Beobachtungsmaterial ist zwar letztlich menschliches Verhalten, aber gerade nicht als individuelles Verhalten. [...] [Es handelt sich] um unterschiedliche Systemreferenzen, das heißt um verschiedene System-Umweltverhältnisse, also auch um verschiedene Weltzugänge [...]. Jedes dieser Systeme hat seine eigene „innere“ Unendlichkeit. (Luhmann 1987:346f.)

Wenn nun Luhmann von der eigenen inneren Unendlichkeit von Systemen spricht, so zieht er aber auch implizit deren Grenzen nach außen und will deren Isolation. Hätte er mit einer neueren Sprachkonzeption gearbeitet, wäre ihm klar geworden, dass diese innere Unendlichkeit wahrscheinlich auch eine äußere bedeutet, was wiederum heißt, dass keine klaren Grenzen zwischen individuellem und sozialem Handeln bestehen. Die Gesellschaft und das Individuum stehen sich ständig gegenüber, können ohne einander nicht existieren. Sprache ist ein integraler Bestandteil sozialer Systeme und stellt einen wichtigen Teil der Verbindung zwischen Individuum und Gruppe dar.

Gerade auch die Existenz von so genannten „Bindestrich-Disziplinen“ wie Sozio- und Psycholinguistik verdeutlichen dies durch ihre Brückenfunktion (und die Sozialpsychologie würde nun diesen Kreis schließen).

Doch ebenso wenig wie nun eine klare Grenze zwischen Linguistik und Soziologie möglich ist, so ist sie auch zwischen anderen genannten Disziplinen unwahrscheinlich. Das Phänomen der Grenze ist ganz allgemein ein menschliches, die Schwierigkeit der Sozialwissenschaften die, dass wir zur selben Zeit einerseits die Beobachter, andererseits die Beobachteten sind. Diese Grenzen, die wir in unseren Köpfen ziehen, helfen, uns zu orientieren. Sie täuschen uns aber klare Verhältnisse vor. Es existiert kein Grundbuch der Wissenschaften und wir müssen uns bewusst machen, dass alle Grenzen von uns selbst gezogen wurden. Solche Grenzziehungen deuten auf ein systematisches Arbeiten hin, sie müssen aber jederzeit geöffnet oder erweitert werden dürfen.

Und die Sprachwissenschaft braucht die Soziologie genau so, wie die Soziologie die Sprachwissenschaft braucht.

7. Sprache als komplexes System

Ich habe in dieser kleinen Arbeit versucht, auf einige der Probleme der Soziolinguistik hinzuweisen, die gleichzeitig Probleme für die Soziologie und die Linguistik darstellen, jedoch nicht immer als solche wahrgenommen werden. Vielleicht ist das Problem, dass es historisch gewachsene Kernbereiche gibt, die heute immer noch als prestigereiche „Königsdisziplinen“ fungieren. Die Theorien Saussures werden zu oft als Endpunkt interpretiert, und selten als Ausgangs-

punkt genommen und wirken somit hemmend. Das eigentlich fruchtbare *Saussure'sche Ei* wird so zum *Saussure'schen Korsett*.

Die rigide und viel zu unkritische Beschränkung auf seine Hypothesen – von linguistischer wie von soziologischer Seite – ist heute nach wie vor zu beobachten, und es fällt manchen Wissenschaftlern schwer zu sagen: Dieser Gedanke muss erst noch weitergedacht werden.

Saussure ist auf nur einen Aspekt von Sprache eingegangen und die zahllosen „Bindestrich-Linguistiken“, die nach ihm entstanden sind, deuten darauf hin, dass Sprache aus viel mehr Perspektiven zu betrachten sei.

Um nun das Phänomen Sprache greifbar zu machen, schlägt Albert Bastardas (im vorliegenden Heft) eine Synthese vor, denn er hält nichts davon, Sprache als rein soziale Tatsache zu sehen, genauso wenig wie als rein biologische. Er benützt den (spanischen) Terminus *complejo*, Komplex, um Sprache zu „lokalisieren“. Für ihn besteht eine *interdisziplinäre Notwendigkeit* zwischen Linguistik, Soziologie und Psychologie, d.h. man kann sich dem Phänomen Sprache nur nähern, wenn man linguistische, soziologische und psychologische Betrachtungsweisen mit einander verknüpft.

Und Rudolf Hanel äußert sich in seinem Aufsatz über den *Prozess Wissenschaft* (ebenfalls im vorliegenden Heft) von mathematischer Seite über *komplexe Systeme*. Komplexe Systeme sind demnach Komplexe von Systemen, die sich am Rande berühren, gegenseitig beeinflussen, ineinander greifen.

Edgar Morin formuliert über *das Komplexe*:

Die angemessene umfassende Erkenntnis muss sich der Komplexität stellen. *Complexus* bedeutet das, was zusammengewebt ist; in der Tat besteht Komplexität, wenn die verschiedenen Elemente, die ein Ganzes bilden, untrennbar voneinander sind (wie das Ökonomische, das Politische, das Soziologische, das Psychologische, das Affektive, das Mythologische), und wenn ein interdependentes, interaktives, inter-retroaktives Gewebe zwischen dem Gegenstand der Erkenntnis und seinem Kontext, den Teilen und dem Ganzen, dem Ganzen und den Teilen untereinander besteht. Die Komplexität ist daher ein Band zwischen der Einheit und der Vielfalt. Die spezifischen Entwicklungen unseres planetarischen Zeitalters konfrontieren uns immer häufiger und unausweichlicher mit den Herausforderungen der Komplexität. (Morin 2001: 47)

So könnte man auch Sprache als komplexes System definieren, wenn man beispielsweise die soziologische, die psychologische oder die rein systemlinguistische Ebene als Systeme festlegt, die sich eben gegenseitig beeinflussen, bedingen oder ergänzen. Die Intensität und die Richtung der Beeinflussung sind natürlich ganz unterschiedlich. Jedes System kann ein anderes innerhalb dieses Kom-

plexes beeinflussen, muss dies notwendigerweise aber nicht tun; die Ausblendung des einen oder anderen Systems kann nun ihrerseits Unschärfen verursachen, d.h. je mehr Systeme ich erkenne, desto schärfer wird mein Bild.

Und wie bereits Brigitte Schlieben-Lange bemerkte, müsse man sich davor hüten, „die beiden Arten von Systemen, die sie [die Soziolinguistik, Anm.] betrachtet, die gesellschaftlichen und die sprachlichen, statisch zu sehen“ (Schlieben-Lange 1973: 17). Hinzu kommt hier noch das psychologische System, das ebenso dynamisch gesehen werden muss.

Neben diesen drei Systemen besteht der Komplex Sprache aus noch mehr Systemen, die sich alle gegenseitig in vielfältiger Art beeinflussen können, wie beispielsweise ein historisches, ein ökonomisches, ein politisches etc.

Sprache ist somit ein mehrdimensionaler und dynamischer Raum. Es wird nun verständlich, dass keine befriedigende Definition von Sprache existiert. Definitionen sind meist statisch und grenzen ein – Grenzen existieren aber nicht in einem offenen und dynamischen Raum.

Das Entstehen einer Soziolinguistik ist, wie viele andere wissenschaftliche Teilgebiete, als erstes Bearbeiten⁷ dieser Mehrdimensionalität zu interpretieren, in dem man explizit zwei Dimensionen näher zu beleuchten versucht, um deren Verschränktheit zu erkennen. Bastardas meint, dass schon die dritte Dimension – die psychologische – unverzichtbar dazu gehört.

Auch bei der Beschreibung von Sprachenkonflikten wird klar, wie viele verschiedene Ebenen, Dimensionen oder Systeme hier zusammenwirken.

In Anlehnung an die Vortragstitel von Dell Hymes oder Edward Sapir könnte es also heißen (wobei die Liste vermutlich beliebig verlängert werden kann):

The Linguist Needs the Sociologist Needs the Psychologist Needs
the Anthropologist Needs the Historian Needs the
Economist Needs the

.....

.....

.....

...

.

⁷ Erkannt wurde diese Mehrdimensionalität in gewissem Sinne wahrscheinlich schon von Saussure, der jedoch explizit nur eine Dimension (oder ein System) beschrieb.

8. Bibliographie

- Abels, Heinz, 2001. *Einführung in die Soziologie*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 2 Bände.
- Ammon, Ulrich, 1973. *Probleme der Soziolinguistik*. Tübingen: Niemeyer.
- Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J./Trudgill, Peter, (Hrsg.), 2004. *Sociolinguistics : an international handbook of the science of language and society = Soziolinguistik : ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*. Berlin [u.a.]: de Gruyter, Band I.
- Baecker, Dirk, 2004. *Wozu Soziologie?* Berlin: Kadmos.
- Bourdieu, Pierre, 1997. *Die verborgenen Mechanismen der Macht*. Hamburg: VSA.
- Bourdieu, Pierre, 2005. *Was heißt Sprechen?* Wien: Braumüller.
- Calvet, Louis-Jean, 1993. *La sociolinguistique*. Paris: Presses Universitaires de France.
- Dittmar, Norbert, 1973. *Soziolinguistik*. Exemplarische und kritische Darstellung ihrer Theorie, Empirie und Anwendung. Frankfurt a/M: Athenäum.
- Dittmar, Norbert, 1997. *Grundlagen der Soziolinguistik*. Tübingen: Niemeyer.
- Feldmann, Klaus, 2005. *Soziologie kompakt*. Eine Einführung. Wiesbaden: VS.
- Ferguson, Charles A., 1959. "Diglossia", in: *Word*, XV, 325-340.
- García Marcos, Francisco, 1993. *Nociones de Sociolingüística*. Barcelona: Octaedro.
- Geier, Manfred, 1998. *Orientierung Linguistik*. Was sie kann, was sie will. Reinbek: Rowohlt.
- Giddens, Anthony, 1999. *Soziologie*. Graz/Wien: Nausner & Nausner.
- Gerke, Wolfgang/Jachnow, Helmut, 1974a. *Sowjetische Soziolinguistik – Probleme und Genese*. Kronberg: Scriptor.
- Gerke, Wolfgang/Jachnow, Helmut, (Hrsg.), 1974b. *Sprache und Gesellschaft in der Sowjetunion*. 31 Dokumente übersetzt aus dem Russischen. München: Fink.
- Goebel, Hans, 2004. „Vorsoziolinguistische Entwicklungen in der Erforschung von Sprache und Gesellschaft“, in: Ammon et al., *op. cit.*, 684-697.
- Haller, Max, 2003. *Soziologische Theorie im systematisch-kritischen Vergleich*. Wiesbaden: VS.
- Hartig, Matthias/Kurz, Ursula, 1971. *Sprache als soziale Kontrolle*. Neue Ansätze zur Soziolinguistik. Frankfurt a/M: Suhrkamp.
- Hillmann, Karl-Heinz, 1994. *Wörterbuch der Soziologie*. Stuttgart: Kröner.
- Hymes, Dell, 1967. „Warum die Linguistik den Soziologen braucht“, in: Steger 1982, *op. cit.*, 41-57.
- Joas, Hans, (Hrsg.), 2001. *Lehrbuch der Soziologie*. Frankfurt/New York: Campus.
- Kaesler, Dirk/Vogt, Ludgera, (Hrsg.), 2000. *Hauptwerke der Soziologie*. Stuttgart: Kröner.
- Kiss, Gabor, 1977. *Einführung in die soziologischen Theorien*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 2 Bände.

- Kremnitz, Georg, (Hrsg.), 1979. *Sprachen im Konflikt*. Theorie und Praxis der katalanischen Soziolinguisten. Tübingen: Gunter Narr Verlag.
- Kremnitz, Georg, 2004. *Mehrsprachigkeit in der Literatur*. Wien: Praesens.
- Luhmann, Niklas, 1987. *Soziale Systeme*. Frankfurt a/M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas, 1997. *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a/M.: Suhrkamp.
- Lyons, John, ⁵1980. *Einführung in die moderne Linguistik*. München: C. H. Beck.
- Mackert, Jürgen, Hrsg., 2004. *Die Theorie sozialer Schließung*. Wiesbaden: VS.
- Morin, Edgar, 2001. *Die sieben Fundamente des Wissens für eine Erziehung der Zukunft*. Hamburg: Krämer.
- Müller, Horst M., (Hrsg.), 2002. *Arbeitsbuch Linguistik*. Paderborn et al.: Ferdinand Schöningh.
- Nassehi, Armin, 2006. *Der soziologische Diskurs der Moderne*. Frankfurt a/M.: Suhrkamp.
- Oberlechner, Manfred, (Hrsg.), 2006. *Die missglückte Integration? Wege und Irrwege in Europa*. Wien: Braumüller.
- Pelz, Heidrun, ⁵1982. *Linguistik für Anfänger*. Hamburg: Hoffmann und Campe.
- Polivanov, Evgenij, 1929. „Aktuelle Probleme der gegenwärtigen Linguistik“, in: Girke/Jachnow 1974b, *op. cit.*, 103-111.
- Pörings, Ralf/Schmitz, Ulrich, (Hrsg.), ²2003. *Sprache und Sprachwissenschaft*. Tübingen: Gunter Narr Verlag.
- Reinprecht, Christoph, 2006. *Nach der Gastarbeit*. Prekäres Altern in der Einwanderungsgesellschaft. Wien: Braumüller.
- Rotatetxe Amusatagi, Karmele, 1988. *Sociolingüística*. Madrid: Editorial Sintesis.
- Saussure, Ferdinand de, ³2001, ²1967, [1916]. *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin: Walter de Gruyter.
- Schlieben-Lange, Brigitte, ⁷1973. *Soziolinguistik*. Stuttgart et al.: W. Kohlhammer.
- Sokol, Monika, 2001. *Französische Sprachwissenschaft*. Tübingen: Gunter Narr Verlag.
- Steger, Hugo, (Hrsg.), 1982. *Soziolinguistik*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Stichweh, Rudolf, 2005. *Inklusion und Exklusion*. Bielefeld: transcript.
- Trudgill, Peter, ⁴2000. *Sociolinguistics*. London: Penguin.
- Uessler, Manfred, 1982. *Soziolinguistik*. Berlin: VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften.
- Vater, Heinz, ³1999. *Einführung in die Sprachwissenschaft*. München: Fink.
- Veith, Werner H., 2002. *Soziolinguistik*. Tübingen: Gunter Narr Verlag.
- Wardhaugh, Ronald, ⁴2002. *Sociolinguistics*. Oxford: Blackwell.

Die Bedeutung von Sprache im qualitativen Paradigma der Sozialforschung

Clemens SANDER, Wien

1. Vorbemerkung

Der Soziologie wird von linguistischer Seite des Öfteren eine „Scheu vor der Sprache“ nachgesagt.¹ Bevor ich dieser insgesamt berechtigten Annahme die doch sehr intensive Auseinandersetzung mit Sprache in der qualitativen Sozialforschung entgegenstelle, will ich kurz zeigen, wie es zu diesem Urteil kommt: Im renommierten Lehrbuch „Schlüsselbegriffe der Soziologie“ von Hans Paul Bahrtdt findet sich gerade einmal ein Satz über Sprache: „Unter *Sprache* soll ein Symbolsystem verstanden werden, das in der Lage ist, über beliebige Gegenstände zu informieren, unabhängig davon, ob diese in der Sprechsituation anschaulich gegeben sind oder nicht.“ (Bahrtdt 2000: 40f.)

Dabei gibt es in der Soziologie eine theoretische Ausrichtung, die der Beschäftigung mit der Sprache entspringt: Die qualitativ ausgerichtete Schule des „Symbolischen Interaktionismus“. Herbert Blumer, in Anschluss an George Herbert Mead, formulierte ihre drei Prämissen:

1. Menschen handeln Dingen gegenüber auf Grund der Bedeutung, die diese Dinge für sie haben.
 2. Diese Bedeutung entsteht in einem Interaktionsprozess.
 3. Sie ist historisch wandelbar.
- (Blumer 1973, in: Richter 2001: 191)

Demnach beruht Interaktion auf dem Zustandekommen symbolisch vermittelter Kommunikation. Dem Begriff der „Kommunikation“ wird in der Soziologie mehr Aufmerksamkeit geschenkt als dem der Sprache, wenn auch auf unterschiedlichste Weise. Bahrtdt widmet der Kommunikation knappe drei Seiten und definiert sie als „wechselseitigen Austausch von Informationen, wobei das Kundgeben eines Bewusstseinsinhaltes durch den einen mit einem Antwortverhalten des anderen rechnet“. (Bahrtdt 2000: 39) Doch es herrscht zwischen den verschiedenen Paradigmen der Soziologie keine Einigkeit über die zentralen Begriffe. Die Differenzen sind so groß, dass Ronald Kurt resigniert anmerkt, mitt-

¹ So beklagt etwa der Soziolinguist William J. Samarin, die Religionssoziologen seien sich des Wertes sprachwissenschaftlicher Analysen nicht bewusst. (vgl. Samarin 1972: 275f.)

lerweile sei „im Flitterwerk der soziologischen Theorien und Methoden eine gemeinsame Grundorientierung kaum mehr auszumachen.“ (Kurt 2004: 175) In der zur Zeit zweifellos einflussreichsten soziologischen Schule, der Systemtheorie sensu Luhmann, wird Kommunikation eben *nicht* als Informationsübertragung verstanden, wonach ein Sender eine Botschaft codiert, über einen Kanal einem Empfänger übermittelt, der diese Botschaft dann decodiert; Nach Luhmann ist Kommunikation der *basale Operationsmodus* der Gesellschaft: Alles, was Gesellschaft ist, ist Kommunikation bzw. nur was Kommunikation ist, ist Gesellschaft.² Gesellschaften bestehen in diesem Sinne nicht aus Menschen, sondern aus Kommunikation, die wiederum kein menschliches Produkt ist: „Bewusstseine – Menschen – kommunizieren nicht, weder miteinander noch mit der Gesellschaft, so wenig wie umgekehrt soziale Systeme sich etwas *bewusst* machen können. Der Mensch ist nicht die Ursache und nicht der Urheber von Kommunikation.“ (Dür 2001: 157)

Dieser seltsam anmutenden Auffassung stellt sich die verstehende (moderner gesagt: interpretative) Soziologie entgegen, zu der auch der oben erwähnte „Symbolische Interaktionismus“ zu zählen ist. Diese Richtung steht sowohl in der Tradition der amerikanischen Denkweise des Pragmatismus als auch in jener der deutschen Geisteswissenschaften. Verknüpft wurden diese beiden Stränge (das „Nützliche“ mit dem „Hermeneutischen“) erstmals von Wilhelm Dilthey. So hätte dieser selbst leicht zum Begründer der verstehenden Soziologie werden können, doch versagte er der Soziologie die Anerkennung als Wissenschaft (vgl. Kurt 2004: 40). Erst Max Weber hob das Kind endgültig aus der Taufe und definierte seine verstehende Soziologie als

[...] eine Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will. 'Handeln' soll dabei ein menschliches Verhalten [...] heißen, wenn und insofern als der oder die Handelnden mit ihm einen subjektiven *Sinn* verbinden. (Weber 1968: 542)

Der Begriff „Gesellschaft“ spielt in der Soziologie Webers keine Rolle, stattdessen dreht sich alles um den subjektiv gemeinten Sinn sozialen Handelns. Statt wie bei Luhmann ein vom einzelnen Sprecher abstrahierter Begriff von Kommunikation, steht hier das menschliche Individuum im Mittelpunkt. Die verstehende / interpretative Soziologie studiert das Verhalten einzelner Individuen, um so allgemeine gesellschaftliche Strukturen (Weber: *Idealtypen*; Oever-

² Nach diesem von der konkreten Sprechsituation abscheidenden Verständnis von Kommunikation wäre der von Georg Kremnitz entwickelte Begriff der „Soziologie der Kommunikation“ ein tautologischer.

mann: *latente Sinnstrukturen der Alltagswelt*) herauszuarbeiten. Die dazu verwendete Methodologie bedient sich hierbei stillschweigend grundlegender linguistischer Erkenntnisse, wie in diesem Aufsatz gezeigt werden soll. Daher kann in Seminaren zur qualitativen Sozialforschung mindestens ebensoviel über das Funktionieren (bzw. Scheitern) von Sprache gelernt werden wie in den meisten Seminaren zur Sprachwissenschaft.

Dennoch bleiben Aussagen in Soziologielehrbüchern wie „Language is the cornerstone of every culture“ (Hughes et al. 1999: 40), „Sprache ist die gesellschaftliche Institution vor allen anderen. Sie ist die größte Gewalt, die die Gesellschaft über uns hat“ (Berger und Berger 1991: 61) oder „Soziologen haben immer akzeptiert, dass die Sprache für das soziale Leben von grundlegender Bedeutung ist“ (Giddens 1999: 78f.) oft nicht mehr als Lippenbekenntnisse. Sie können nicht darüber hinwegtäuschen, dass der linguistisch relevanteren Ausrichtung der Soziologie, dem hier vertretenen interpretativen / verstehenden Paradigma von Seiten der naturwissenschaftlich orientierten, mit großer Theorie verbundenen Soziologie wenig Beachtung geschenkt wird, und ihre Vertreter manchmal als „Anti-Soziologen“ verspottet werden. (vgl. Richter 2001: 187)

2. Wo Soziologie und Linguistik an einem Strang ziehen: Ethnomethodologie und Praxematik

Die meiner Meinung nach sprachwissenschaftlich erkenntnisreichste Spielart der interpretativen Soziologie ist die von Harold Garfinkel entwickelte *Ethnomethodologie*³. Kein anderer Ansatz ist so spezifisch damit befasst, wie Sprache in den gewöhnlichen Kontexten des Alltagslebens verwendet wird. Mit dem 1967 veröffentlichten Werk *Studies in Ethnomethodologie* legte der Professor in Harvard den Grundstein dieser Forschungsrichtung. Die Vorarbeit dazu wurde vom österreichischen Sozialphänomenologen Alfred Schütz geleistet.⁴ Nach der phänomenologischen Soziologie gibt es keine sozialen Strukturen außerhalb der Interaktion und unabhängig ihrer interpretativen Prozesse. Damit wendet sie sich gegen Émile Durkheims Postulat der *sozialen Tatsache* (*fait accompli*). Die sozialen Tatsachen (Normen, Rollen etc.) sind bei Durkheim als eigenständige, objektive Dinge zu behandeln, die, obwohl von den Individuen realisiert, von diesen unabhängig zu denken sind. Garfinkel stellte nun diese Annahme der klassischen Soziologie auf den Kopf: Soziale Fakten sind nicht objektiv, sondern das Produkt intersubjektiver Anstrengung. Sein Einwand gegen Durkheims „Soziale Tatsache als Ding“ findet meines Erachtens eine Entsprechung in der Linguistik: Sie

³ Der Begriff wurde in Anlehnung an die „Ethnoscience“, einer Disziplin der Sprachethnologie, entwickelt. (vgl. Girtler 2001: 47)

⁴ *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt*. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Orig. 1932.

gleich der Kritik Robert Lafonts an Ferdinand de Saussures Verdinglichung und Verselbstständigung des sprachlichen Zeichens. Gleich wie sich Lafonts *Praxematik* von der Linguistik der Sprache (*langue*) abwendet um sich auf die konkrete Sprechsituation zu konzentrieren⁵, kennt die Ethnomethodologie keine konstanten „sozialen Tatsachen“, sondern untersucht den Prozess, wie Symbole zustande kommen.

Dabei baut die Ethnomethodologie dermaßen auf der Prozesshaftigkeit der sozialen Welt auf, dass Garfinkel einmal gesagt haben soll, was Ethnomethodologie sei, könne man gar nicht erklären – um sie zu verstehen müsse man sie anwenden. (vgl. Richter 2002: 105) Ich will trotzdem eine Erklärung versuchen: Schon ihr Name drückt aus, dass es ihr darum geht, welche Methoden die Menschen entwickeln, um sich in der Wirklichkeit zurecht zu finden – *Ethno* meint Volk, und *Methodologie* bezeichnet den Weg, wie Wissen zustande kommt. Diese Praktiken, die stets innerhalb konkreter Handlungszusammenhänge verwendet werden, sind die sogenannten *Ethnomethoden*. Zu solchen gehören unter anderem Interpretationsverfahren, „Accounts“ (Aufweisungen von Sinn) und Handlungen. Aus diesen Methoden entwickeln die Gesellschaftsmitglieder in der Folge ihre *Ethnotheorien* – wahrnehmungsleitende, kulturspezifisch geordnete Wissensbestände. In diesem Sinne sind alle Gesellschaftsmitglieder Theoretiker. So kommt Garfinkel zu dem Schluss, dass sich Alltagstheorien und wissenschaftliche Theorien nur graduell unterscheiden, nach dem Grad der Reflektiertheit. Wissenschaftliche Theorien und ihre Begrifflichkeit bezeichnet er als *Konstruktionen zweiter Ordnung*. (vgl. ebd.: 103)

Die Ethnomethodologie interessiert sich für die kleinen Dinge des Lebens, für die Methoden der Konstituierung des Alltags – die großen Themen, zum Beispiel Politik, interessiert sie nur, insofern sie den Alltag beeinflussen, wie etwa bei Gesprächen am Arbeitsplatz. Auch damit rückt sie in die Nähe der Praxematik: Sie geht nicht davon aus, dass eine Nachricht eine bestimmte Bedeutung besitzt, sondern beobachtet den Umgang der Handelnden mit der Nachricht und bezeichnet dies als die jeweilige Bedeutung. Eine Information ist nicht als solche interessant, sondern nur soweit Herr/Frau X/Y sie verwendet. Rudolf Richter verdeutlicht dies an einem Beispiel (vgl. ebd.: 104f.): Eine Reklame über die Möglichkeit des digitalen Einkaufens ist für einen Computerbegeisterten die Information über eine neue Technik, für die Familie über eine neue Form der Haushaltsführung, für den Journalist ein neues, berichtenswertes Thema etc. Die Produktion des Sinns ist also keine einheitliche, es gibt keine fertige Bedeutung von sprachlichen Zeichen. Aus eben diesem Grund kann auch Lafont sagen, dass es gar keine Signifikate (Bedeutungen als fertige Produkte) gibt, sondern nur eine

⁵ weil man „[...] die Begriffe niemals von den Bedingungen ihrer Produktion trennen kann, das heißt von einer Praxis des Realen, wobei hier das Reale, der Gegenstand der Analyse, die Sprachtätigkeit ist.“ (Lafont 1992: 30)

Sinnproduktion durch die Sprache – die *signifiance*, das Bedeuten (vgl. Lafont 1992: 142 bzw. 97).

Der Ethnomethodologie liegt ein subjektivistisches Gesellschaftsmodell zugrunde: „Die Gesellschaft als Kultur existiert nur in den Handlungen ihrer Mitglieder, nicht als „objektive“ Realität.“ (Richter 2002: 105) Ähnlich verhält es sich in der Praxematik:

Dort ist das Subjekt nicht nur grammatische Kategorie, sondern philosophische Größe – keine Selbstverständlichkeit in Zeiten der Postmoderne und der Systemtheorie. Nach Lafont wird das Subjekt im dialektischen Zusammenspiel mit dem Rezipienten zum Schöpfer der konkreten Bedeutung, (wiewohl sozial und praktisch limitiert) (vgl. Lafont 1992: 22) und ist daher der „notwenige und logische Ort der Sprache“ (ebd: 191).

Eine zentrale Frage der Ethnomethodologie ist, wieso wir in der Regel überhaupt davon ausgehen, dass die anderen uns verstehen. Denn die Sinnübereinstimmung ist keineswegs selbstverständlich, bedenkt man, dass, wie Garfinkel, im Anschluss an Charles Sanders Peirce, sagt, unsere Sprache durch *Indexikalität* und *Vagheit* gekennzeichnet ist (vgl. Richter 2002: 107). *Indexikalität* besagt, dass ein Satz nur im Zusammenhang mit der Situation, in der er fällt, interpretiert werden kann. Die Indexikalität erscheint in „Gelegenheitsausdrücken“ (indexikalischen Ausdrücken) wie z.B. „hier, jetzt, dies, das, es, ich, er, du, dort, dann bald,...“ Sie sind nur verständlich, wenn wir etwas über die Situation und den Zusammenhang wissen. Der Satz „es war mir dort zu langweilig, deswegen gingen wir fort“ ist nur zu verstehen, wenn man den Sprecher kennt („mir“), wenn er vorher gesagt hat, wo er war („dort“) und wen das „wir“ einschließt. Aber auch dann ist der Satz noch nicht eindeutig, und zwar aufgrund der *Vagheit* des Ausdrucks „langweilig“. Was genau heißt das, es war dort zu langweilig? Waren zu wenige Leute dort oder gab es kein abwechslungsreiches Programm? Was heißt schon „abwechslungsreich“? Ausdrücke wie diese sind vage, nicht genau definiert, aber gesellschaftlich gebilligt. Kaum einer (außer Soziologen in der Sequenzanalyse) plagt sich lange mit der Frage, was man unter „langweilig“ versteht.

Wir kommunizieren nicht nur über objektive Ereignisse, sondern auch über unsere persönlichen Reaktionen über Ereignisse, wir geben den Dingen einen Nebensinn, der uns wichtiger sein kann als der eigentliche Sinn. Dieser Mehrwert des Sinns, der stets mitproduziert wird, ist die *Konnotation*. Lafont beschreibt dies so:

Der praktischen, legalisierten Weitergabe steht eine Fülle spielerischer Interpretationen gegenüber. In den Verwicklungen dieses Spiels ist die Arbeit ein roter Faden. Bei „A sagt (x) zu B“ setzt die Informationstheorie Eindeutigkeit von x voraus. Aber A und B müssen sich erst über den Sinn von x einig sein, die gleiche Sprachkompetenz haben und sich gerade im

selben Kontext befinden. Diese Bedingungen sind nicht immer erfüllt weil „A und B nicht die theoretischen Pole eines abstrakt-mechanistischen Kommunikationsmodells sind, sondern höchst komplexe Lebewesen. (Lafont 1992: 67)

Wie man sieht, ist die wechselseitige Sinnübereinstimmung nicht mehr als eine Unterstellung, die sich auf Vertrauen stützt. Ob man richtig interpretiert bzw. interpretiert wird, ist letztlich nicht beweisbar. Auch wissenschaftliche Aussagen – ethnomethodologisch gesprochen *Konstruktionen zweiter Ordnung* – sind demnach, trotz ihres höheren Grades an Reflektion, in ihrer Objektivität zweifelhaft. Manche Ethnomethodologen bezeichnen sich deshalb auch lieber als Handwerker denn als Wissenschaftler.

Die Praxematik und die Ethnomethodologie sind sich darin einig, dass es keinen eindeutigen Sinn gibt, weder existentiell noch praktisch – der Sinn ist vielmehr eine Auswahl aus vielen Möglichkeiten. Bei Lafont spielt bei diesen Überlegungen die Psychoanalyse eine große Rolle: Der Nebensinn kann für den Sender wie für den Empfänger sogar psychisch wichtiger sein als der regulierte Sinn. Psychologische Motive werden von der Soziologie, leider auch von der Ethnomethodologie, kaum beachtet; das Augenmerk liegt auf dem sozialen Kontext, dem das Gesagte oft einen großen Teil seines Sinns verdankt. Lafont beklagt in *Sprache als Arbeit*, dass man über den situationellen Kontext der Kommunikation noch nicht allzu gut Bescheid wisse, und plädiert ausdrücklich für die ethnomethodologische Forschung. (vgl. Lafont 1992: 54)

Vor allem in der empirischen Sozialforschung, bei der Interpretation einer Tonbandaufzeichnung oder eines Transkripts, steht man ohne Kenntnis des Kontexts oft vor einem Rätsel.⁶ Betrachten wir folgendes Gespräch (Heritage 1984 in: Giddens 1999: 79):

A: Ich habe einen vierzehnjährigen Sohn.

B: Nun, das macht nichts.

A: Ich habe auch einen Hund.

B: Oh, tut mir leid.

Erst das Wissen, dass es sich hierbei um eine Konversation zwischen einem Wohnungssuchenden und einem Hausbesitzer handelt, der nichts gegen Kinder einzuwenden hat, aber keine Haustiere gestattet, gibt dem Gespräch den richtigen Sinn. Selbst die unbedeutendsten Formen des alltäglichen Redens setzen ein kompliziertes Hintergrundwissen voraus, unausgesprochene Annahmen, die

⁶ In der Sequenzanalyse wird dennoch der Kontext absichtlich ausgeblendet, damit der Forscher keine vorschnellen Schlüsse zieht – siehe unten.

leicht gestört werden können. In seinen *Krisenexperimenten* erhob Garfinkel diese Störungen zur Methode. Dabei forderte er seine Studenten auf, in einem Gespräch mit einem Freund oder Verwandten darauf zu bestehen, dass der Sinn aller belanglosen Bemerkungen geklärt und genau präzisiert werde. Hier eine der Transkriptionen (Garfinkel 1973, in: Giddens 1999: 80)

S: Wie geht's?

E: In welcher Hinsicht? Gesundheitlich, finanziell, schulisch, psychisch oder...

S: (*mit rotem Gesicht und plötzlich außer Kontrolle*) Ich wollte nur höflich sein, zum Kuckuck. Eigentlich ist es mir völlig egal, wie es dir geht.

Viele Soziologen kritisieren, die Analyse gewöhnlicher Konversation sei für die Hauptanliegen der Soziologie von eher nebensächlicher Bedeutung. Doch diese Experimente beweisen das Gegenteil: „Soziale Ordnung“ und „soziale Normen“ zählen zweifellos zu den Hauptgebieten der Soziologie; Nun hat Garfinkel gezeigt, wie labil die soziale Ordnung ist in der wir leben, und wie schnell sie durch eine Störung der Alltagskommunikation zusammenbricht. Soziale Normen bestehen nicht an sich, sondern in einer beständigen Leistung der Interaktanten – Sprache als soziale Arbeit.

Die so mühsam hervorgebrachte soziale Wirklichkeit wird in den großen soziologischen Theorien verdinglicht und als unabhängig wahrgenommen. Garfinkel und Lafont kritisieren an den traditionellen Theorien ihrer jeweiligen Disziplinen, dass diese in ihrer ideologischen Versteinerung die konkrete Kommunikationssituation nicht erfassend erklären können. Sie zeigen, dass diese weit komplexer und bedeutender ist als zumeist angenommen. Die Praxematik und die Ethnomethodologie weisen auf den Prozess hin, der hinter ideologischen Wirklichkeitskonstruktionen liegt, um diese so zu entideologisieren. Der Begriff der sozialen Ordnung ist kein inhaltlicher Begriff, der etwas Positives meint⁷, sondern ein formaler, der besagt, dass die Sinnübereinstimmung, das gegenseitige Verständnis der indexikalischen und vagen Ausdrücke und daher das Leben in der Regel relativ reibungslos funktioniert. (vgl. Richter 2002: 108) Welche Konnotationen auf dem „Sinnmarkt“ zulässig sind, so Lafont, regulieren die Machtverhältnisse der sozialen Gruppen. „Der Markt ist ein Markt, nichts an ihm ist gottgegeben.“ (Lafont 1992: 188). Wie diese Regulierung funktioniert, lässt sich soziologisch erklären: In der Gesellschaft gibt es Gruppen, die als „Herren des Sinns“ die Grenzen der sprachlichen Kreativität festlegen. Klassen im Besitz der gesellschaftlichen Macht sind, üben auch sprachliche Macht aus.

⁷ vgl. dazu Kurt 2004: 241 „Die Frage, ob die Welt in Ordnung ist, stellt sich in diesem Zusammenhang nicht. Für Seins-Fragen ist die verstehende Soziologie nicht zuständig.“

3. Die Sequenzanalyse – das Herzstück qualitativer Sozialforschung

Man muss den Menschen schon kennen um die Rede zu verstehen und doch soll man ihn erst aus der Rede kennen lernen. (Schleiermacher 1995: 328)

Kommen wir nun von der Theorie zur qualitativen Methodik, dem eigentlichen Ort soziologischer Auseinandersetzung mit Sprache. Nirgendwo ist diese so intensiv wie in der Sequenzanalyse. Hier übernimmt der Forscher die Rolle eines Detektivs, der in „kriminalistischer“ Kleinarbeit die Worte zerlegt, sich dabei Schritt für Schritt die soziale Welt des Befragten erschließend. Diese Form der Sprachprotokollanalyse wurde von Ulrich Oevermann im Rahmen seiner „objektiven Hermeneutik“ entwickelt, als ein Verfahren, das „die hinter den Erscheinungen operierenden Gesetzmäßigkeiten“ ans Licht bringen soll. (vgl. Kurt 2004: 239)

Oben lege ich unter Berufung auf die Praxematik und die Ethnomethodologie dar, dass ohne die Hilfestellung durch den situationellen oder sprachlichen Kontext die Wahrscheinlichkeit des Sinns nicht mehr wirkt und die Mitteilung scheitert. In der Sequenzanalyse geht es nun darum, die Mitteilung durch Ausblendung des Kontextes absichtlich scheitern zu lassen.

1. Schritt: Eine Sequenz analysieren – möglichst die erste – und das Wissen über den Kontext ausblenden

Das Material (z.B. ein Interviewtranskript) wird einer *systematischen Dekonstruktion* unterzogen, d.h. in winzige Textteile zerstückelt, soweit, dass „der unmittelbare Sinnkontext verloren geht [...] und die Bedeutung, der Kontext und die gesellschaftliche Einbettung erst mühsam neu entschlüsselt werden müssen.“ (Lueger 2000: 44) Wieso, mag man sich fragen, sollte man sich selbst diese Steine in den Weg legen? Es ist das sokratische Prinzip: Erst indem man erkennt, dass man eigentlich nichts weiß, beginnt man zu erkennen. Nach Lueger wird durch diese systematische Störung die voreilige Anwendung leicht verfügbarer Schemata und Vorurteile verhindert. Vordergründig erschweren sich dadurch die Bedingungen der Rekonstruktion und Interpretation, andererseits eröffnen sich nur so neue Sichtweisen: „Nur wenn man Vertrautes anzweifelt und Dissens herstellt, stellt man eine Frage, die über bereits Bekanntes hinausführen kann. Bekanntes wird verortet, identifiziert und bietet keinen Anlass für weitere genauere Betrachtungen.“ (ebd.: 76)

Wie die Sequenzanalyse in der Praxis funktioniert soll im Folgenden anhand eines Beispiels von Kurt (2004) erläutert werden. Gegenstand der Analyse ist die Verschriftung einer Tonbandaufnahme. Kurt merkt an, dass eine Transkription immer schon ein Akt der Auslegung ist und das ursprüngliche Handlungs-

geschehen nie ganz originalgetreu wiedergeben kann. Deshalb rät Lueger, das Transkript penibel genau zu transkribieren (umgangssprachlich, mit allen Pausen, Korrekturen oder Floskeln). (vgl. Lueger 2000: 204) Es wird nämlich davon ausgegangen, dass jedes einzelne Zeichen einen Sinn hat und nicht zufällig ist. Jedes „äh“ kann sich als bedeutsam erweisen. „Nebensachen sind in der Sequenzanalyse Hauptsachen.“ (Kurt 2004: 245) Die erste analysierte Sequenz ist vorzugsweise die Eröffnungssituation, es funktioniert aber grundsätzlich an jeder Stelle. Der Gesprächsbeginn ist der bevorzugte erste Ansatzpunkt weil er „sowohl der wirklichkeitsärmste als auch der möglickeitsreichste Teil des Handelns“ ist. (Kurt 2004: 242) Zur Länge der ausgewählten Textstelle gibt es keine allgemeinen Regeln, Lueger gibt als Richtlinie vor „zusammengehörige *Wortgruppen* oder Satzteile zu bestimmen, die *gerade noch Sinn* ergeben.“ (Lueger 2000: 205) Die von Kurt gewählte Beispielsequenz ist folgende: „*Dieter, du weißt worum's geht, ne?*“ Der gesamte Kontext und alle nachfolgenden Sequenzen sind ausgeblendet, falls man doch darüber Bescheid weiß, muss man sich unwissend stellen. Da dies schwer möglich ist, meint Lueger, die Interpretation sollte in einer Gruppe erfolgen, die den Text vorweg nicht kennt. (ebd.: 204) Alleine Interpretieren hat wenig Sinn, weil man alleine schnell dazu neigt, an einer lieb gewonnenen Interpretation festzuhalten. Die Zusammensetzung der Gruppe soll möglichst gemischt sein; „Kompromissbemühen“ und „unverbindliche Nettigkeit“ sind für Oevermann fehl am Platz. Wie schon Schleiermacher kennt er Streit als wichtigen Impuls für das Weiterkommen im Verstehen. Daher fordert er von den Mitgliedern der Interpretationsgruppe „geradezu streitsüchtig ihre Interpretationen möglichst lange mit Argumenten gegen Einwände aufrecht zu erhalten, damit sie, wenn sie scheitern, möglichst informationsreich scheitern.“ (Oevermann 1979: 393)

Eine weitere Bedingung für eine gelungene Sequenzanalyse ist ausreichend Zeit für die *extensive Sinnauslegung*. Diese gelingt nur, indem man sich von einem aktuellen Handlungsdruck entlastet. Statt wie im Alltagshandeln „abkürzende Verfahren der Bedeutungsentschlüsselung und des Motivverstehens“ zu benutzen (ebd. 386) wird das Verstehen angehalten, an einer Stelle gestaut. In teils stundenlangen Sitzungen soll eine Vielzahl von wahrscheinlichen und unwahrscheinlichen Interpretationen und Kontextbedingungen konstruiert werden.

2. Schritt: Lesearten entwickeln

„Beim Bilden von Lesearten ist es hilfreich, sich an Fragen zu orientieren: Wer könnte das wo und wann zu wem in welcher Situation aus welchem Grund (Weil-Motiv) zu welchem Zweck (Um-zu-Motiv) sagen? Wie könnte man das Gleiche mit anderen Worten ausdrücken (paraphrasieren)? Wer versteht was wie? Was geschah vorher? Was könnte als nächstes passieren? Wo führt das hin?“ (Kurt 2004: 245) Aus Mangel an Anhaltspunkten ergeben sich diese Fragen von

selbst, Not macht erfinderisch. In der ersten Phase sind der Phantasie keine Grenzen gesetzt, es geht darum, auf möglichst viele Deutungen zu kommen, ohne bereits eine bestimmte zu favorisieren. „Dieter, du weißt worum’s geht, ne?“ könnte aus einem Eltern-Kind Gespräch stammen (das Kind hat etwas Verbotenes getan und wird zur Rede gestellt), einem Gespräch zwischen Freunden (in einer unangenehmen Angelegenheit muss eine Entscheidung getroffen werden), einem Selbstgespräch (vor dem Spiegel stehend bereitet sich Dieter auf seinen großen Auftritt vor) etc. Die Reihe der Lesearten, die sich unendlich verlängern ließen, müssen in sich selbst stimmig sein, aber nicht untereinander. Widersprüche gehören zu „Produktivkräften der Sequenzanalytischen Arbeit“ (ebd. 246).

3. Schritt: Überprüfung der fantasierten Lesearten anhand des Handlungskontexts und der Folgesequenzen

Im nächsten Verfahrensschritt werden die ersponnenen Geschichten mit dem tatsächlichen Handlungskontext verglichen (das Wissen um die nachfolgenden Sequenzen bleibt jedoch vorerst immer noch kategorisch ausgeblendet). In dieser Phase werden nun die subjektiven Fantasien mit objektiven Daten ins Verhältnis gesetzt – „Der Abgleich von Fantasie und Tatsächlichkeit ist kennzeichnend für die Sequenzanalyse insgesamt.“ (ebd. 247) In unserem Beispiel deckt sich keine Leseart mit der tatsächlichen Handlungssituation; Die Sequenz entstammt dem Forschungsprojekt „Diversionsorientierte Polizeitätigkeit“⁸. Dieter ist ein vierzehnjähriger Bursche, der eines Bagatelldelikts beschuldigt wird und von einem Polizeibeamten dazu vernommen wird. Was soll es nun gebracht haben, vorher eine Menge andere Möglichkeiten durchgespielt zu haben? Es könnte davor bewahren, das Handeln des Beamten von vornherein als typisch polizeilich zu verstehen. „Das Absehen von den Umständen der ursprünglichen Handlungssituation und den Folgesequenzen führt zwangsläufig zu einer Verfremdung des Vertrauten: Wir sehen mit anderen Augen und staunen über etwas, das man in alltagsweltlicher Einstellung unmittelbar verstanden hätte.“ (ebd. 249) Der Soziologe, im Gegensatz zum Ethnologen, dem das Forschungsfeld meist „von Haus aus“ fremd ist, braucht seine umständlichen wirkenden Methoden, um zu einem distanzierten Blick zu gelangen.

Zurück in den Vernehmungsraum: Der nächste Schritt bedeutet eine gründliche Hintergrundrecherche des Kontextes: Der Griff zum Lexikon oder ausgewählter Fachliteratur, die Beschäftigung mit den biographischen Daten der Handelnden, die Untersuchung der besonderen Umstände der Handlungssituation. Im vorliegenden Fall sind es eine Reihe von gesetzlichen Vorschriften, die sich als besonders aufschlussreich erweisen: In einer polizeilichen Beschuldigtenver-

⁸ Vgl. Kurt 1996, Schröer 1992.

nehmung muss der Polizeibeamte den Beschuldigten über sein Aussageverweigerungsrecht informieren. Der Beamte hätte also ebenso gut mit „Ich nehme hier zu Protokoll, was Sie zum Tathergang aussagen. Sie haben das Recht, die Aussage zu verweigern“ oder weniger förmlich mit „Ich werde dir jetzt einige Fragen stellen. Du musst aber nicht antworten“ beginnen können. Ob der Polizist mit seiner Art der Einleitung einer Routine folgt, ohne diese zu hinterfragen oder Alternativen in Betracht zu ziehen, spielt keine Rolle. Für den weiteren Verlauf der Analyse stellt sich nun die Frage, warum er aus den objektiven Möglichkeiten gerade diese eine gewählt hat. Nun geht es schrittweise von Sequenz zu Sequenz, ein Ratespiel (Was könnte als Nächstes geschehen?) folgt auf das nächste. Wie wird der Beschuldigte auf die Frage des Beamten reagieren? Versteht er sie als rhetorische Frage und gibt das erwartete Zeichen der Zustimmung? Oder versteht er die Frage nicht und gibt sie an den Beamten zurück? Wird der Beamte seine Frage präzisieren und erklären „worum’s geht“? „Mit diesen Prognosen wird der Möglichkeitsspielraum der Interaktion abgesteckt“. (Kurt 2004: 252) Die jeweils folgende Sequenz dient als Falsifikationsinstanz für die aufgestellten Hypothesen. Da der Beschuldigte mit „Ja“ antwortet, scheidet alle Interpretationen aus, die mit dieser Antwort unvereinbar sind. So verringern sich von Sequenz zu Sequenz die aufgestellten Lesarten, bis schließlich (im Idealfall) nur noch eine Interpretation übrig ist. Meistens ist es nicht nötig, die Analyse bis zur letzten Sequenz durchzuführen. Schon anhand der ersten Sequenzen sollte es möglich sein, den Entscheidungsprozess und den Weg nachzuzeichnen, den der Handelnde zur Lösung seines Problems gewählt hat. Der soziale Sinn hinter den Worten des Vernehmungsbeamten liegt darin, Vertrauen zu erzeugen. „Würdse mir mal selbst eben erzählen, was gelaufen is, bevor wir’s aufschreiben.“ Der Beschuldigte kommt der Aufforderung nach: „Ich bin also, ich hatte an dem Mofa was eingestellt und hab dann ne Runde gedreht damit“ – Der Beamte unterbricht ihn sofort und will wissen, wie groß die Runde war. Von hier an wird polizeilich ermittelt, das Erzählen ist beendet. Kurze Zeit später wird der Beschuldigte explizit über sein Aussageverweigerungsrecht in Kenntnis gesetzt. Dank des hergestellten Vertrauens ist dies dann nur mehr eine beiläufige und risikolose Formalität.

4. Schritt: Typisierung des Einzelfalls als besondere Lösung eines allgemeinen Problems

Somit wurde eine Typik polizeilicher Vernehmung herausgearbeitet – Der Beamte, der auf vertrauensbildende Maßnahmen setzt. Der nächste Forschungsschritt wäre die Analyse eines Falles, von dem man sich einen maximalen Kontrast verspricht – eine Vernehmung etwa, in welcher der Beamte den Befragten durch Drohungen zum reden bringen will. Den positiven Nutzen der Typenbildung als Ergebnis der Sequenzanalyse erklärt Kurt so: „Mit Hilfe dieses Typenspektrums lassen sich einerseits bestimmte soziale Problemlagen erklären. An-

dererseits helfen sie, Handlungsspielräume explizit zu erfassen und, im Hinblick auf ungenutzte Möglichkeiten, zu erweitern.“ (Kurt 2004: 255).

4. Wie sind Wissenschaften vom subjektiven Sinnzusammenhang überhaupt möglich?

In der Methodik der verstehenden/interpretativen Soziologie spielt die intensive Auseinandersetzung mit Sprache die zentrale Rolle. Sprache und andere Ausdrucksmittel sind für sie jedoch nicht als solche, sondern als „Bestandteile konkreter sozialer Handlungen“ interessant. „Der Sinn eines Ausdrucks hängt immer vom Einzelfall ab: Von der einzigartigen Situation, in der ein Mensch sozial handelt.“ (Kurt 2004: 237) Für Lueger lassen sich Textelemente nur integriert in die Totalität gesellschaftlicher Praxis begreifen, und nicht in ihrem textuellen Inseldasein: „Es ist daher niemals die Textstelle selbst, die interpretativ so interessant ist, sondern die Textstelle wird als Spur verwendet, die zu objektiv latenten Sinnstrukturen hinführt und dadurch einen Fall in seinem Kontext verständlich macht.“ (Lueger 2000: 202)

Auch innerhalb des interpretativen Paradigmas sind die sprachanalytischen Ansätze recht heterogen. Während Lueger die Sequenzanalyse im Sinne ihrer Erfinders Oevermann verwendet, um allgemeinen latenten Sinnstrukturen der Alltagswelt auf die Spur zu kommen, wird sie von Kurt zur Bildung von Idealtypen im weberschen Sinne „missbraucht“ (die Idealtypenlehre gesteht dem Subjekt mehr Autonomie zu). Doch eines vereint alle modernen qualitativen Ansätze: „eine klare Abgrenzung von Vorstellungen, die von der Annahme ausgehen, man brauche das Gesehene nur genau beschreiben oder nur gut zuhören und zusammenfassen, was Menschen erzählen, um eine fremde Lebenswelt zu verstehen.“ (Lueger 2000: 15)

Dem liegt axiomatisch eine Erkenntnis Pierre Bourdieus zugrunde (einer der wenigen Soziologen, die sich explizit mit Linguistik beschäftigten): Nicht nur die Sinnübereinstimmung mit den anderen ist vage, auch die mit sich selbst, weil „die Subjekte im eigentlichen Sinn nicht wissen, was sie tun, weil das, was sie tun, mehr Sinn aufweist, als sie wissen.“ (Bourdieu 1979: 179) Dieses den Handelnden bzw. Sprechenden nicht direkt zugängliche „Mehr“ an Sinn ihrer Taten bzw. Worte ist hier nicht psychologisch zu deuten – der Soziologe sieht ab von rein subjektiven Intentionalitäten, das Ziel seiner Erkenntnis ist die Rekonstruktion der sozialen Welt, die das Individuum bewusst oder unbewusst steuert. Soziologischer Verstehensarbeit geht es nicht um „einzigartige Handlungen einzigartiger Individuen in einzigartigen Situationen“ (Schütz 1971: 41), sondern um „die Typisierung der sozialen Sinnstruktur des Einzelfalls aus der Perspektive der Handelnden.“ (Kurt 2004: 238)

Lueger folgt Bourdieu und meint, auch der Wissenschaft bleibt der gemeinte Sinn, den die Menschen mit ihrem Erleben oder Tun verbinden, letztlich unzugänglich. Auch danach zu fragen sei sinnlos, weil die Auffassung, dass die Antwort den Sinn ungebrochen enthält und vom Fragenden in der ursprünglich gedachten Form aufgefasst werden kann, problematisch sei. (vgl. Lueger 2000: 24) Schon Max Weber zweifelte bereits am Optimismus, mit dem Auguste Comte die Soziologie als exakte Naturwissenschaft (*physique sociale*) gründete. Weber ging davon aus, dass eine theoretische Erfassung der Lebenspraxis immer defizitär sein muss und sozialwissenschaftliches Verstehen nicht mehr als ein Versuch bleibt. (vgl. Weber 1968: 207) Wir können nicht in die Denkweisen anderer Menschen hineinschauen, sondern sind immer auf unsere eigenen Rekonstruktionen beschränkt. Unsere eigenen Rekonstruktionen können wiederum von unbewussten oder situativen Rahmenbedingungen überformt sein. „So bleibt alles Verstehen immer nur relativ und kann nie vollendet werden. Individuum est ineffabile.“ (Dilthey 1957: 330) Um trotzdem das Beste aus dem Verstehen zu machen, versuchen die qualitativen Sozialforscher es möglichst methodisch und kontrolliert zu betreiben. Die Sprache, der sie sich dabei bedienen, wirkt auf den ersten Blick oft sehr unverständlich, worüber sich der Wiener Populärsoziologe Roland Girtler nicht wenig lustig macht.

5. Wenn Soziologen über ihre Sprache streiten – ein „vagabundierender Kulturwissenschaftler“ gegen den Rest der „Quali-Fraktion“

Roland Girtler, ein Pionier deutschsprachiger qualitativer Feldforschung, sitzt heute als Soziologe zwischen den wissenschaftlichen Stühlen, dafür aber als Gastautor im gemachten Bett der *Kronen Zeitung*. Seine Milieustudien über verschiedene Randkulturen⁹ brachten ihm eine große Leserschaft, in soziologischen Kreisen aber einiges an Kritik. Denn Girtler teilt nicht den bourdieuschen Grundgedanken, dass die Subjekte im eigentlichen Sinne nicht wüssten was sie tun. Er meint daher, es reiche eben doch, das Gesehene genau beschreiben und den Menschen gut zuzuhören, um eine fremde Lebenswelt zu verstehen. Der Handelnde ist für Girtler kein „Depp“ (vgl. Girtler 2001: 46-49), weshalb für ihn nichts dagegen spricht, die empirische soziale Welt so darzustellen, wie sie für die Untersuchten tatsächlich existiert – und nicht so, wie der Forscher sie sich vorstellt.¹⁰ Er lässt sich viele Geschichten erzählen, und die unterhaltsamsten

⁹ Zu Girtlers Arbeiten gehören u.a. Forschungen bei „Sandlern“ (obdachlose Nichtsesshafte), Polizisten, Dirnen, Zuhältern, Schmugglern, Wilderern, feinen Leuten wie Aristokraten u.a., Bergbauern, Landlern (die Nachkommen von verbannten protestantischen Österreichern) in Siebenbürgen, über die Gaunersprache, u.ä.

¹⁰ Dieses „aus dem Blickwinkel der Beobachteten schreiben“ wird von den meisten Vertretern der qualitativen Sozialforschung als Überidentifikation („going native“) problematisiert (vgl.

übernimmt er in seine Bücher. Deshalb wird ihm von Kollegen Unwissenschaftlichkeit vorgeworfen, er würde sich in seiner Methode und Darstellung nicht von einem Journalisten unterscheiden. Girtler nimmt das als Kompliment auf und verweist darauf, dass der Begründer der Chicagoer Schule der Soziologie, Robert Ezra Park, postulierte, ein Soziologe müsse zunächst ein guter Reporter sein. (vgl. ders.: 66) Weiters sieht Girtler es für einen Forscher unerlässlich, als Dolmetsch und Zeuge zu agieren. „Das Wort Dolmetsch kommt aus dem Türkischen und heißt eigentlich soviel wie Fürsprecher. Und als Fürsprecher für degradierte Gruppen sehe ich mich auch in dem Sinne, dass ich Zeuge ihres kulturellen Lebens bin und darüber redlich berichte.“ (ders. 1996: 18) Redlich berichten bedeutet für ihn vor allem verständlich zu berichten; es ist ihm ein wichtiges Anliegen, sich von Soziologen abzugrenzen, die mit einem höchst komplizierten Vokabular beeindruckend wollen. Seine Arbeiten sollen nicht nur von Fachkollegen verstanden werden, sondern auch von den Leuten, über die er geforscht hat.¹¹ Damit will er den Graben überbrücken, der viele Soziologen von ihrem Gegenstandsreich trennt. Er ist zu der Einsicht gekommen, dass gute soziologische und ethnologische Arbeiten auch einen literarischen Wert haben sollten: „Auch ich habe früher Arbeiten mit derart kompliziertem Vokabular geschrieben, dass ich sie zu einem Teil selbst nicht verstanden habe. Aber ich war wegen solcher Arbeiten angesehen und hatte keine Probleme, solche Aufsätze bei renommierten Fachzeitschriften unterzubringen. Seit ich aber versuche, einigermaßen lebensechte Studien in einem einigermaßen guten Deutsch zu schreiben, habe ich Schwierigkeiten.“ (ders. 1996: 17) Obwohl (oder weil) Girtler der mit Sicherheit meistgelesene Soziologe Österreichs ist, werden seine „10 Gebote der Feldforschung“¹² nur von einer kleinen Jüngerschar befolgt. Andere Lehrende am Wiener Institut raten davon ab, nach seiner Methodik vorzugehen – die „Meisterdenker und Puristen der neuen akademischen Quali-Fraktion“ sehen ihn als „Exoten, den man nicht ernst nehmen könne.“ (ders. 1996: 232) Girtler setzt sich mit „ketzerischen Gedanken“ gegen die, wie er sie nennt, „Hexenmeister“ oder „Geheimbündler“ zur Wehr. (ders. 2001: 27-31) Genüsslich zitiert er dabei aus einem persönlichen Brief von René König, einem der bedeutendsten Vertreter der deutschen Nachkriegssoziologie:

Lamnek 1993: 46). Der amerikanische Linguist Kenneth nennt die unterschiedlichen Zugangsweisen „emisch“ (Sicht von innen) und „etisch“ (Sicht von außen). Die Begriffe sind abgeleitet von phonemisch und phonetisch. Wie Girtler ist Pike der Meinung, dass nur die Sicht eines Teilnehmers der untersuchten Kultur die richtige ist.

¹¹ „Ich habe von einigen LKW-Fahrern gehört, dass sie zum ersten Mal in ihrem Leben ein Buch gelesen haben. Und dies war meines über den Berufsalltag der LKW- und Busfahrer. Dies macht mich froh“ (Konrad Hofer, ehem. Schüler Girtlers und Arbeitssoziologe, in: Girtler 1996: 230).

¹² Nachzulesen unter: <http://gerda.univie.ac.at/ifs/institut/mitarbeiter.php?id=7&show=4>.

Dazwischen juckt es mich, etwas zu sagen über den präntensiosen Jargon der Soziologen, den sie wohl alle von Adorno und Habermas gelernt haben; nicht nur sinnloses Zahlensammeln, sondern auch das ebenso sinnlose Verschütten des Gegenstandes durch den Diskurs [...] Mir wird das immer unerträglicher. Es ist wie beim Neukantianismus der zwanziger Jahre. Die Devise lautet: stundenlang so weiterreden.“ (Girtler 2001: 28f.)

Ein besonderer Dorn im Auge ist Girtler das Vokabular Ulrich Oevermanns:

Dieser freundliche Autor schreibt seitenlang über die „objektive Hermeneutik“ und die „Sequenzanalyse“. Seine Betrachtungen gipfeln in dem Satz: *„Alle anderen Operationen (als die Sequenzanalyse) laufen auf unkritische Paraphrasen der Selbstbilder der Praxis selbst hinaus oder auf den subsumtionslogischen Illusionismus einer operationalisierenden direkten Erfassung.“* (Girtler 2001: 29f.)

Selbst „Ethnomethodologie“ und „Symbolischer Interaktionismus“ sind für Girtler nichts als Zauberworte. Diese Richtungen hätten keinerlei neue Grundideen und würden Einfaches unnötig kompliziert darstellen. Ihre Vertreter beschäftigen sich mit dem, worum es Ethnologen und Kulturanthropologen ohnehin schon immer geht: Das Alltagshandeln des Menschen, das sich in jeweiligen sozialen Situationen zeigt.

Durch seine Ablehnung der heute üblichen qualitativen Methodik hat sich Girtler nicht von ungefähr ins wissenschaftliche Abseits manövriert. Seine Forschungen greifen methodisch zu kurz, wenn er es darin bei einer bloßen Wiedergabe des Erzählten und Erlebten belässt, so aufschlussreich sie sonst auch sein mögen. Andererseits ist seine Polemik gegen die „großen Worte“ nicht völlig aus der Luft gegriffen. Viele Methodenlehrbücher enthalten leider wirklich eine große Menge an kompliziert verpackten Selbstverständlichkeiten, und die „extensive Sinnauslegung“ in der Sequenzanalyse gerät nicht selten ein wenig zu extensiv. Wenn in qualitativen Seminaren stundenlang darüber geredet wird, was „eigentlich“ eigentlich bedeutet, kann man René Königs Brief schon gut verstehen. Girtlers Kritik an der „Quali-Fraktion“ ist zwar einseitig und überzogen, aber ein notwendiges Gegengewicht zu den tatsächlich vorhandenen Auswüchsen.

6. Ein Beispiel fruchtbarer Interdisziplinärer Forschung: Rotwelsch

Während ihm die „rituelle Sprache“ der Soziologen ein Ärgernis ist, hegt Girtler großen Respekt vor der Sprache der von ihm erforschten Randkulturen. Wie zentral die richtige Sprachkenntnis für eine gelungene teilnehmende Beobachtung ist, zeigt er an mehreren Stellen.

bachtung ist, lernte er bei seiner Studie über die „Vagabunden der Großstadt“ („Wiener Sandler“).

Ich stand mit einem kleinen Gauner im Restaurant des Wiener Westbahnhofes an einem Biertisch. Als ein anderer Sandler von Polizisten gebeten wurde ihnen zu folgen, meinte mein Nachbar zu mir, dieser Herr wäre „ausgefackelt“. Als ich ihn fragte, was dies heiÙe, schaute er mich verwundert an und meinte: „Du gehörs doch gar nicht zu uns!“ Später erfuhr ich, dass „ausgefackelt sein“ soviel bedeutet wie: „im Fahndungsbuch ausgeschrieben sein“. Dieses Erlebnis bestärkte mich darin, mich näher mit der Gaunersprache zu beschäftigen. (Girtler 1996: 46f.)

Es ist notwendig, das eigene sprachliche Verständnis zu modifizieren, um echten Zugang in den untersuchten sozialen Bereich zu bekommen. Girtler kritisiert, viele Soziologen würden fälschlicherweise annehmen, die Sprache der zu untersuchenden Einheit sei mit der ihren identisch. Dabei kann die Bedeutung einzelner Worte auch innerhalb einer Gesellschaft in verschiedenen Randkulturen große Unterschiede aufweisen. „Weib“ kann in einer Gruppe als eine durchaus freundliche Bezeichnung der Frau gesehen werden, während es in einer anderen als Beleidigung derselben aufgefasst wird. (vgl. ders. 2001: 40)

In seinen langjährigen Forschungen in unterschiedlichen Randgruppen hat Girtler herausgefunden, dass einige davon durch einen gemeinsamen sprachlichen Schatz verbunden sind: Stadtstreicher, Unterweltler, Dirnen und Insassen von Gefängnissen teilen Kenntnisse des *Rotwelsch* (rot: mittelhochdeutsch für „listig“ oder „Bettler“ und welsch: „falsch reden“). In vielen seiner Bücher findet sich im Anhang ein Überblickhaftes Vokabular dieser „Gaunersprache“, auch hat er ein eigenes Buch dazu veröffentlicht.¹³ Wichtige Vorarbeit dazu leistete unter anderem der deutsche Sprachwissenschaftler Friedrich Kluge mit dem 1901 herausgegebenen Buch *Rotwelsch*. Danach stammt der älteste Beleg für diese Bezeichnung aus der Zeit um 1250. Unter Rotwelsch wurde ganz allgemein eine „geheime und arglistige Sprache“ verstanden (Kluge 1901: 91, nach Girtler 1996: 243) Seitdem versuchten die Organe der öffentlichen Ordnung (Vögte, Polizei) die Gauner und das fahrende Volk zu kontrollieren, in dem sie Vokabularien des Rotwelsch verfassten (z.B. in der Wiener Bettlerordnung von 1443). Neben mittelhochdeutschen, jiddischen, romanischen und slawischen Ausdrücken finden sich darin viele neue, selbst geschaffene Wörter. Die soziale Funktion ist die einer Geheimsprache; Girtler zitiert dazu aus einem alten Buch:

¹³ Girtler, Roland, 1998. *Rotwelsch*. Die alte Sprache der Gauner, Dirnen und Vagabunden. Wien: Böhlau.

Denn hauptsächlich reden sie (die Ganoven) diese Sprache alsdann, wenn sie unter fremden Leuten sind, denen nicht zu trauen ist, und wenn sie einander etwas Geheimes zu sagen haben. ... Insofern leistet ihnen ihre Geheimsprache allerdings sehr wichtige Dienste. Sie können mit Hilfe derselben, mitten unter Fremden, einander ungehindert und sicher ihre Gedanken mitteilen, ihre Pläne entwerfen, ihre Operationen bestimmen, einander Nachrichten geben, die für ihr Fach wichtig sind. (Schäffer 1793: 287f., zitiert nach Girtler 1996: 244)

An ihrer Sprache, dem Rotwelsch, erkannte Girtler, dass die Wiener Stadtstreicher auf einer sehr alten Kultur aufbauen. Als er einen von ihnen fragte, was er am Nachmittag zu tun gedenke gab ihm dieser zur Antwort, er hätte vor jemandem „die Rippe einzudrücken“. Nach einem kurzen Schrecken erfuhr der Soziologe, dass es sich dabei nicht um einen Gewaltakt handelt, sondern um eine Bezeichnung für Betteln. Er konnte jedoch keine Beziehung zwischen „Rippe“ und „betteln“ herstellen, bis er in dem um 1508 erschienenen *Liber Vagatorum* auf ein Vokabular der Gaunersprache stieß. (Dieses Buch der Vaganten baut angeblich auf in Basel durchgeführten Verhören von Ganoven auf.) So erfuhr er, dass das Wort „ripar“ soviel wie „Seckel“, also Geldtasche bedeute. Damit hatte Girtler den Beleg, dass die alte Kultur des Vagabudentums weiterlebt. In weiteren Forschungen entdeckte er, dass die Gefängnisse der Ort sind, an denen das Rotwelsch mit der höchsten Sorgfalt gepflegt wird. Da die meisten Dirnen und Stadtstreicher auf eine zumindest kurze Gefängniserfahrung zurückblicken können, findet das Rotwelsch so seine Verbreitung. Die Kenntnis dieser Sprache hat für den Alltag dieser Menschen eine zentrale Bedeutung; durch ihre Verwendung zeigen sie einander, dass sie zur selben Kultur gehören und spezifische Erwartungen aneinander richten können. Versteht sie jemand nicht, verrät er sich als jemand, gegenüber dem man vorsichtig sein muss.

Die Wiener Umgangssprache ist wie keine andere von rotwelschem Vokabular durchzogen, allerdings teilweise mit einer Bedeutungsveränderung. Das Wort „Beisl“, ursprünglich eine Bezeichnung für eine verrufene Kneipe, in der sich die Ganoven treffen, hat sich in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren zu einem viel verwendeten Wort für gutbürgerliche kleine Gasthäuser entwickelt. Den romanischen Einfluss verdankt das Rotwelsch, wie Girtler mit Rückgriff auf Schäffer feststellt, vor allem Studenten, die sich, von Universität zu Universität wandernd, in allen sozialen Schichten bewährten: „Denn es fanden sich unter den Gaunern immer bald mehr, bald weniger Franzosen, Italiener und Studenten, die das Lateinische verstunden.“ (Schäffer 1793: 296, in Girtler 1996: 244). Der „zechende Student“, meint Girtler, hätte unter den Ganoven ein recht hohes Ansehen genossen. Auch er selbst hat als „zechender Professor“ ihr Vertrauen gewonnen, nicht zuletzt dank seiner linguistischen Nachforschungen.

Literaturverzeichnis

- Bahrtdt, Hans Paul, 2000. *Schlüsselbegriffe der Soziologie*. München: C.H. Beck.
- Berger, Peter L. und Brigitte, 1991. *Wir und die Gesellschaft*. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.
- Bourdieu, Pierre, 1979. *Entwurf einer Theorie der Praxis*. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Dilthey, Wilhelm, 1960. *Die geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens. Gesammelte Schriften V*. Stuttgart: Teubner.
- Dür, Wolfgang, 2001. „Systemtheorie sensu Luhmann“ in: Richter, Rudolf, 2001. *Soziologische Paradigmen*. Wien: WUV-Verlag, UTB.
- Giddens, Anthony, 1999. *Soziologie*. Graz/Wien: Nausner & Nausner.
- Girtler, Roland, 1996. *Randkulturen. Theorie der Unanständigkeit*. Wien: Böhlau.
- Girtler, Roland, 2001. *Methoden der Feldforschung*. Wien: Böhlau, UTB.
- Hughes, Michael et al., 1999. *Sociology: The Core*. Boston: McGraw-Hill.
- Kurt, Ronald, 1996. „...sonst gehste demnächst den Tiefpark fegen! – Polizisten als Erzieher? Eine empirische Untersuchung über strukturelle Aspekte diversionsorientierter Polizeitätigkeit“, in: Reichertz, Jo/ Schröer, Norbert, (Hrsg.). *Qualitäten polizeilichen Handelns*. Beiträge zu einer verstehenden Polizeiforschung. Opladen: Westdeutscher Verlag. 182-233.
- Kurt, Ronald, 2004. *Hermeneutik. Eine sozialwissenschaftliche Einführung*. Konstanz: UTB/UVK.
- Lafont, Robert, 1992. *Sprache als Arbeit*. Wien: Braumüller.
- Lamnek, Siegfried, 1993. *Qualitative Sozialforschung. Band 1: Methodologie*. München/Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Lueger, Manfred, 2000. *Grundlagen qualitativer Feldforschung*. Wien: WUV-Verlag, UTB.
- Oevermann, Ulrich et al., 1979. „Die Methodologie einer objektiven Hermeneutik und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften.“ in: Soeffner, Hans-Georg, (Hrsg.). *Interpretative Verfahren in den Sozialwissenschaften*. Stuttgart: Melzer. 352-433.
- Richter, Rudolf, 2001. *Soziologische Paradigmen*. Wien: WUV-Verlag, UTB.
- Richter, Rudolf, 2002. *Verstehende Soziologie*. Wien: Facultas.
- Samarin, William J., 1972. „Sprache der Religion und Religionsforschung“, in: Kaempfert, Manfred, (Hrsg.), 1983. *Probleme der religiösen Sprache*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. 273-293.
- Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst, 1995. *Hermeneutik und Kritik*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Schütz, Alfred, 1971 „Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis menschlichen Handelns“, in: *Gesammelte Aufsätze 1*. Den Haag: Martinus Nijhoff.

Clemens Sander

Schütz, Alfred, 2004. *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt*. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.

Weber, Max, 1968. *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen: Mohr Siebeck.

Reflexiones en torno al concepto de convergencia lingüística y su aplicación a las variedades del español en contacto con el catalán. Aspectos estructurales y sociolingüísticos

José Luis BLAS ARROYO, Castellón de la Plana/Castelló de la Plana

1. Introducción

Dada la ambigüedad terminológica y conceptual con que aparecen adornados a menudo algunos términos a menudo en la lingüística sobre las variedades de contacto, y en particular aquellas que tienen como protagonistas a lenguas tipológicamente muy similares, recientemente hemos realizado un ensayo de clasificación de los fenómenos del discurso bilingüe que afectan al español en las comunidades del ámbito lingüístico catalán (Blas Arroyo, en prensa). A este respecto, las características estructurales y sociolingüísticas de estos permitirían distinguir inicialmente entre fenómenos de *interferencia* clara, que suponen el calco de rasgos o unidades características de la lengua catalana, desconocidos por el castellano, de otros que, pese a una influencia interlingüística también fuera de duda, suponen una ampliación de las posibilidades sintácticas y/o pragmático-discursivas presentes ya en la lengua receptora. Sirva a modo de ejemplo, la distinción entre los resultados del contacto que se ejemplifican en (1) y (2), por un lado, y los de (3) y (4), por otro.

- (1) Me gusta el disco, pero los hay *de* mejores (Blas Arroyo 1993)¹
- (2) *Una otra* causa de la interferencia es la economía lingüística
- (3) ¿*Que* antes ibas al bar? (CSCS-209)
- (4) Ese bolso no lo *gasto* en verano (CSCS-102)

¹ Entre paréntesis figura el corpus o la obra de la que se extrae cada ejemplo. Las siglas CSCS corresponden al *Corpus Sociolingüístico de Castellón*, compilado por el Laboratorio de Sociolingüística de la UJI bajo la dirección del autor de estas páginas. El corpus, uno de los más amplios de su tipo en el mundo hispánico, se halla integrado por 305 entrevistas semidirigidas, de las cuales 225 han sido transcritas ya en el momento de redactar estas líneas, y clasificados sus informantes de acuerdo con criterios sociolingüísticos que aseguran la representatividad de los principales grupos que integran la sociedad castellanense. Por último, los ejemplos no identificados entre paréntesis corresponden a enunciados recopilados por el autor, en textos orales o escritos – estos últimos en el caso de (2) – pero no publicados con antelación.

Mientras que la inserción de la preposición *de* con un claro valor partitivo es un rasgo gramatical del catalán que no tiene correlato en español, y lo mismo sucede con la particular combinación sintagmática del artículo (*un*) con el indefinido (*otra*) en (2), ajena al castellano-esp. gen: “*Otra* causa de la interferencia...” – (Badia i Margarit 1985), los empleos de la partícula *que* al comienzo de una oración interrogativa en (3), o la acepción del verbo *gastar* en (4), encuentran una particular difusión en esta comunidad de habla – incluidos nos pocos castellano-hablantes exclusivos – por la proximidad pragmática que presentan con otros esquemas sintácticos o semánticos del español general. Tanto en un caso como en otro, el contacto de lenguas permite así ampliar las posibilidades contextuales que estructuras cercanas presentan ya en el español de otras variedades.²

Frente a los dos anteriores, un tercer grupo de fenómenos sería el representado por aquellas variantes vernáculas que también aparecen en el español de otras regiones de habla hispana, pero cuya frecuencia de uso es significativamente mayor en las comunidades de habla bilingües, por la *convergencia* con otras similares en la lengua propia de la comunidad. Este desenlace del contacto lingüístico se acentúa en los casos de bilingüismo a largo plazo, como el que caracteriza, precisamente, a las regiones peninsulares del ámbito lingüístico catalán, a diferencia de los préstamos, que, como es sabido, pueden ocurrir a distancia y tras periodos de contacto considerablemente más cortos.

Ahora bien, el concepto de convergencia es uno de los más usados en la lingüística de contacto y quizá, por ello, uno de los más polisémicos y con límites menos definidos. Por lo general, se habla de convergencia para caracterizar la reducción del potencial conflicto y el refuerzo de la compatibilidad formal y funcional entre las lenguas, pero la interpretación de estas posibilidades en el análisis de casos concretos difiere, en ocasiones considerablemente, de unos autores a otros. De hecho en las variedades de contacto que nos ocupan podemos encontrar fenómenos de convergencia que responden a concepciones diferentes del término, por lo que antes de enfrentarnos a ellas, conviene establecer algunas precauciones teóricas.

² En el caso de la partícula, la presencia de esta palabra surge ya en diversos contextos del español general, en oraciones más próximas a la modalidad exclamativa que a la interrogativa, como ciertas estructuras atributivas (“¿(es) *que* no lo has visto (o qué)?”) o aquellas en las que aparece lo que podríamos denominar un *que* replicativo (“¿Que no hay terrorismo?”, equivalente a “¿(y aún) *dicen* que no hay terrorismo?”). Y por lo que se refiere a la acepción del verbo *gastar* que aparece en (4), la influencia semántica del catalán se ve favorecida por la posibilidad que presenta el español de emplear este verbo como sinónimo de “usar, emplear” en otras variedades peninsulares en ciertos contextos referenciales (“esa leche no la *gastó*”).

2. Los procesos de convergencia / divergencia en la conversación bilingüe

Pese a su interés intrínseco, no nos ocuparemos aquí de la convergencia que surge como uno de los resultados del principio de acomodación (Sachdev y Giles 2004), que tiene lugar en la conversación bilingüe y como consecuencia del cual, el hablante elige la misma lengua o variedad lingüística que su interlocutor, bien para limar la eventual distancia psico-social entre los interlocutores, bien como estrategia de cortesía. En la Comunidad Valenciana dicho proceso de acomodación se ha producido tradicionalmente mediante el paso al español por parte de los valencianohablantes cuando se dirigen a un interlocutor a quien identifican con una adscripción castellanohablante. En conversaciones a diversas bandas, ello da lugar a la práctica del cambio de código, como en esta conversación entre jóvenes de diversa adscripción lingüística. Obsérvese cómo el hablante se dirige inicialmente en catalán a un interlocutor valencianohablante, mientras que cambia automáticamente al español cuando la interlocución directa tiene como protagonista a una hablante cuya historia conversacional se identifica con el castellano:

(5) Deixa'm els horaris de trens Xavi, que li vull ensenyar una cosa (déjame los horarios de trenes Javi, que le quiero enseñar una cosa). Mira Ana, es que este puente de la Constitución queremos ir a Madrid ida y vuelta y nos cuesta muy barato. (Gómez Molina 2000)

Pese a ello, en los últimos tiempos, y como consecuencia de los cambios sociales experimentados por la sociedad valenciana, que han supuesto un freno al tradicional esquema diglósico de las lenguas (Ninyoles 2000), son cada vez más frecuentes los casos de no convergencia, e incluso de divergencia, desenlaces que llevan a la práctica del dualingüismo (Lincoln 1979, Colomer 1996) entre individuos de diferente filiación lingüística. Con todo, el ejercicio de este bilingüismo pasivo, por el que cada hablante utiliza su lengua en la conversación, se halla menos extendido que en la vecina Cataluña, donde las pulsiones nacionalistas de uno y otro signo entre amplios sectores de la población, propician la extensión progresiva de esta modalidad del discurso bilingüe que observamos en (6).

(1) A: escolta'm, per anar a París, quines opcions hi ha amb el tren? (escucha, para ir a París „¿qué opciones hay con el tren?”)
B: depende ¿cuántos vais?
A: jo
B: tú sola, ¿cómo quieres viajar? ¿que te salga barato? (Nussbaum y Tuson 1995: 205)

Se trata de un fragmento que reproduce los primeros intercambios de una conversación entre una viajera de tren y la representante de la compañía ferroviaria (RENFE) que la atiende en la ventanilla. Aunque en aplicación de las leyes de política lingüística catalanas los empleados públicos están obligados a contestar en la lengua que utilizan los ciudadanos, es frecuente que los primeros mantengan el castellano como lengua de la interlocución, lo que ha generado quejas recurrentes entre amplios sectores de la población catalanohablante. Similares, por otro lado, a los que provoca el empleo sistemático del catalán por parte de otros servidores públicos, sea cual sea la lengua en la que se dirigen a ellos los ciudadanos.

3. Convergencia vs. interferencia

Aunque más cercanas a nuestro ámbito de interés, dejaremos también de lado aquellas caracterizaciones de la convergencia o conceptos equivalentes,³ que en lo esencial coinciden con lo que otros denominan interferencias, quizá con la intención no declarada de evitar el estigma que encierra dicho término.⁴ En algunas disciplinas de la lingüística de contacto se dice, por ejemplo, que dos o más lenguas convergen hacia una determinada variante – a menudo en el plano morfosintáctico, aunque no tiene por qué ser obligatoriamente así –, desconocida por la lengua prestataria e inspirada en la lengua modelo. Así se describe, por ejemplo, en los procesos de descriollización, en los que se señala que la lengua criolla “converge” hacia la lengua de superestrato a través de un complejo continuum de variedades basolectales, mesolectales y acrolectales (Mufwene 2004). Y lo mismo sucede en algunos casos de la llamada interferencia sustratística, como la que

³ Así, autores como Matras (1998) prefieren hablar para algunos de los casos señalados más adelante de procesos de *fusión*. Por su parte, Rozencveĵg (1976) uno de los primeros lingüistas en teorizar a propósito de la convergencia, distingue entre convergencia *directa*, cuando una lengua adopta estructuras gramaticales procedentes de otra, y convergencia *indirecta*, para considerar los casos de incremento o disminución de la frecuencia de una determinada variante (sobre estos desenlaces, véase más adelante § 5).

⁴ Con todo, podríamos aceptar la convergencia en algunas de las llamadas interferencias o calcos de “ida y vuelta”, que llevan a la reestructuración de las dos lenguas en algunas parcelas de su respectivas gramáticas. Así ocurre, por ejemplo, en el español hablado en Valencia con algunas expresiones obligativas que encierran, sin embargo, valores extendidos de contenido expresivo. Así, por ejemplo, el enunciado “En esa casa ¡comer! *¿qué tienen que hacer?* [sus habitantes] ¡ Pues comer!” (CSCS-209) es empleada en boca de este hablante con un sentido no obligatorio, sino claramente expresivo (equivalente a “qué van a hacer”). En la cristalización de dicho sentido ambas lenguas se interfieren mutuamente, alcanzando una solución de compromiso: a) el catalán lo hace sobre el español favoreciendo el empleo de la construcción modal (*ique han de fer...*) para la expresión de dicho valor semántico; b) como contrapartida, el catalán adopta para dicha construcción un castellanismo sintáctico (*qué tenen que fer?*).

revelan ciertos rasgos del inglés hablado en Irlanda (Harris 1991)⁵ o la sustitución de las partículas modales del alemán por marcadores discursivos del inglés en algunas variedades vestigiales de la primera lengua en Estados Unidos (Salmons 1990).

Con todo, dentro de este paradigma interpretativo, en ocasiones se ha propuesto un criterio normativista para distinguir entre la interferencia y la convergencia lingüística. Según este, utilizamos el primer concepto cuando abordamos resultados agramaticales del contacto de lenguas, a diferencia de la convergencia, cuyos desenlaces no se apartarían de las posibilidades gramaticales y normativas de la lengua (Mougeon y Beniak 1986, López Morales 1989, Etxeberria 2004).

A nuestro juicio, sin embargo, dicho criterio no puede ofrecerse como un factor diferenciador ya que presenta numerosos problemas teóricos y prácticos. Así, algunos de los ejemplos de convergencia propuestos para el español en contacto con el inglés, como el avance del indicativo en detrimento del subjuntivo (Silva Corvalán 1994), no podrían considerarse en puridad como resultados de este resultado lingüístico, ya que caen fuera de lo prescrito por la norma. Adicionalmente, y por lo que a la situación de contacto descrita en estas páginas se refiere, un fenómeno como la anteposición del artículo ante nombre propio (la Montse, el Jorge), frecuente en algunas variedades del español hablado en las regiones del ámbito lingüístico catalán (véase más adelante § 5), no podría contemplarse tampoco como un caso de convergencia lingüística, ya que está vedado a las posibilidades sintácticas de la lengua estándar – no a las del catalán – pese a que aparece también en las hablas populares de otras regiones hispánicas. Por otro lado, el desarrollo de la sociolingüística ha demostrado en no pocas ocasiones la imposibilidad de tomar la variedad estándar como el punto de partida a partir del cual tienen lugar las desviaciones que se advierten en otros dialectos, y por consiguiente, ha subrayado la necesidad de partir del análisis directo de estos en el estudio de la realidad lingüística ordinaria (Poplack y Turpin 1995).

4. Aspectos (socio)lingüísticos de las gramáticas convergentes

Más interés ofrecen para nuestro objeto de estudio algunas posibilidades descritas en la bibliografía sobre los procesos de interferencia lingüística que se ajustan a lo que aquí podríamos entender cabalmente por convergencia. Se trata de los casos en que el contacto de lenguas da lugar al aumento de la frecuencia o, por el contrario, a la disminución de una variante A en detrimento de otra u otras (B, C...), como consecuencia de que la lengua que actúa como modelo carece de dichas alternativas y tan solo posee el equivalente de la primera. Autores como

⁵ “What we typically find in communities where the functional link with lexical donor language has been retained is a continuum of varieties reflecting varying degrees of convergence towards the superstrate” (Harris 1991: 194).

Coseriu (1977) habían hablado ya de interferencia negativa para referirse a esta clase de desenlaces, que tienen lugar en la actuación de aquellos bilingües que prefieren o evitan ciertos elementos cuando hablan una lengua, por la influencia que ejerce la(s) otra(s) de las lenguas de su repertorio verbal. Por su parte, investigadores como Mougeon y Beniak (1991) se refieren a estas soluciones del contacto como fenómenos de interferencia encubierta (*covert interference*), característicos de los procesos de minorización lingüística, cuando las lenguas sometidas a importantes restricciones funcionales “undergoes gradual decline and eventual loss because it lacks an interlingual counterpart in the majority language”.

En suma, en estos casos no existen innovaciones propiamente dichas, sino cambios en la actuación lingüística que afectan sólo a la frecuencia con que se presentan en el habla.

Algunos fenómenos de simplificación descritos por Silva Corvalán (1994) en contextos de sustitución lingüística, como los que muestra el español hablado en Los Angeles, se ajustan también a esta concepción de la convergencia. Tales hechos tienen lugar especialmente en aquellas áreas de la gramática caracterizadas por un menor grado de asertividad, como sucede con la mencionada oposición indicativo/subjuntivo, resuelta en el español angelino – especialmente en las generaciones más integradas en la cultura americana – a favor del primero en determinados contornos sintácticos, como resultado de la convergencia con una lengua como el inglés, que en su estadio actual no presenta dicha oposición modal.

Con todo, esta concepción de la convergencia no es privativa de las lenguas sometidas a procesos de minorización o sustitución lingüística, como lo demuestra el mismo ejemplo que proporciona el español hablado en las comunidades del ámbito lingüístico catalán. Tanto la duración y la intensidad del contacto, como la proximidad estructural entre ambas lenguas favorecen este tipo de desenlaces en la variedad del castellano hablada en estas regiones levantinas. Y esta vez no sólo entre los hablantes con mayor dominio del catalán, como es característico en los casos más genuinos de interferencia lingüística (Blas Arroyo, en prensa), sino también en no pocos castellanohablantes exclusivos que, pese a ello, se hallan integrados prototípicamente en la comunidad de habla. Así, muchos hablantes catalanes, con independencia de cuál sea su lengua materna o dominante, subestiman ciertas oposiciones léxicas características del castellano, utilizando sistemáticamente aquel término más próximo al cognado catalán, y relegando las opciones alternativas a usos más esporádicos, cuando no, inexistentes. De este modo, y por citar sólo algunos ejemplos, prefieren *cojín* a *almohada* (cat. *coixí*); *tozudo* a *terco*, *obstinado*, *testaturo*, *cabezón* (cat. *tossut*); *morro* a *hocico* (cat. *morro*), etc. (Payrató 1985, Vila 1996).

Desde el punto de vista del prestigio sociolingüístico, este proceso de convergencia afecta al español de diversas maneras. En ocasiones, las variantes vernáculas coinciden con tendencias de evolución similares en otras zonas monolingües, si bien en estas últimas los fenómenos paralelos aparecen más claramente marcados desde una perspectiva sociolectal, caracterizándose a menudo como propios del habla popular, cuando no vulgar. Este podría ser el caso de algunas variantes gramaticales, algunas ya mencionadas previamente, como:

- a) la anteposición del artículo ante el nombre propio (la María, el Jordi);
- b) la inserción del adverbio *no* en oraciones comparativas, posibilidad contemplada también por la gramática del español, aunque en menor medida que en catalán (“es mejor irse que no esperar el autobús”); o
- c) la adición de *-s* en las terminaciones del imperativo del verbo *ir* (ves y có-gelo) [cat. *vés*].

Todas estas variantes aparecen también en otras variedades peninsulares, pero tanto su difusión en el habla como su grado de aceptación entre los hablantes parecen significativamente más elevadas en las regiones del ámbito lingüístico catalán (para una confirmación empírica a partir de pruebas de aceptabilidad, véase Sinner 2004).

Otras veces la caracterización de las variantes vernáculas es más neutra y por tanto, menos marcada desde el punto de vista sociolingüístico, ofreciendo un perfil típicamente dialectal, esto es, como rasgos cuya frecuencia elevada caracteriza una determinada variedad dialectal del español. Así ocurre en nuestras comunidades de habla con algunas construcciones perifrásticas modales, como *haber + de + infinitivo* con el valor de obligatoriedad („para triunfar habéis de estudiar mucho”), cuyo empleo como alternativa a otras variantes modales de obligación (*tener que*, *deber + infinitivo*) se ve intensamente favorecido en estas hablas por la presencia en catalán de una perífrasis paralela.⁶ Esta frecuencia anormalmente elevada de la perífrasis *haber de + infinitivo* puede observarse incluso en el registro escrito de no pocos escritores catalanes que escriben en castellano. A este respecto, el catalanista alemán Andreas Wesch (1997: 306) recuerda el comentario de una amiga uruguaya a quien le llamó poderosamente la atención el uso abundante de *haber de* en las novelas del añorado escritor catalán Manuel Vázquez Montalbán. Por nuestra parte, hemos observado también esta significativa presencia en versiones españolas de textos literarios a cargo de traductores catalanes.

Ahora bien, junto a los anteriores, el contacto con el catalán puede favorecer también variantes más antiguas, y generalmente también más prestigiosas, que se hallan sometidas en otras variedades del español a intensos procesos de erosión y

⁶ De hecho, la presencia en catalán de otras perífrasis con este mismo valor modal, como *tenir que*, obedece a un castellanismo sintáctico (Badia i Margarit 1985).

desplazamiento, que favorecen a variantes alternativas. Ello podría explicar, por ejemplo, la particular retención de las pronunciaciones lleístas en el castellano hablado en estas regiones (Etxenique y Sánchez 2005: 300), hasta el punto de convertirlas prácticamente en uno de los pocos reductos en los que todavía se practica en la Península la vieja distinción fonológica del castellano entre las consonantes lateral (ll) [pollo] y no lateral (y) [poyo].

Por nuestra parte, sendos estudios variacionistas emprendidos recientemente a partir del Corpus Sociolingüístico de Castellón nos han permitido confirmar empíricamente algunos hechos en los que la convergencia con el catalán parece determinante para justificar la conservación de variantes cuya difusión en otras regiones del mundo hispánico es mucho menor en el presente estadio de lengua.

Uno de estos hechos afecta a la particular retención de que es objeto en estas comarcas la consonante dental sonora /-d-/ en las palabras terminadas en *ado* (Blas Arroyo 2006). Como es sabido, es éste uno de los contextos lingüísticos más favorecedores para la elisión de la dental sonora, cuya posición intervocálica contribuye a debilitar la consonante, lo que provoca índices muy elevados de elisiones en grandes áreas del mundo hispánico, no sólo en España, sino también en numerosos países latinoamericanos (cf. Moreno Fernández 2004, Blas Arroyo 2006). Por lo que se refiere a España, los datos correspondientes a diversas investigaciones cuantitativas recientes muestran una divergencia importante entre las variedades del español habladas en el ámbito lingüístico catalán y el resto, como puede observarse en la tabla siguiente.

	-ado (%)	-ao (%)
Costa granadina	12	88
Linares (Jaén)	11	89
Jaén capital	11	89
Córdoba	10	90
Jerez (Cádiz)	10	90
Las Palmas de Gran Canaria	45	55
Valladolid	11	89
Bilbao	41	59
Castellón	54	46
Barcelona	86	14

Tabla 1: Análisis comparativo de la variable /-ado/ a partir de los datos obtenidos en diversas comunidades españolas (Blas Arroyo 2006).

Por lo demás, un análisis variacionista como el emprendido en las comarcas castellonenses arroja la preeminencia de factores de orden etnolingüístico en el tratamiento de la dental. Así, el análisis de regresión múltiple practicado sobre los datos correspondientes a 3432 terminaciones en *-ado*, extraídos de una muestra de

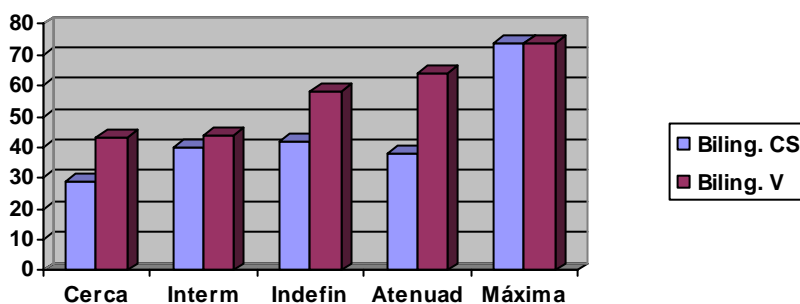
94 informantes del Corpus Sociolingüístico de Castellón, determina con claridad que factores como la *lengua dominante*, el *grado de bilingüismo* o la *procedencia de los hablantes* representan los factores más significativos para el mantenimiento de la dental. De este modo, los hablantes que tienen el catalán como lengua principal, tanto en grado de uso como en proficiencia sobre la misma, son, con diferencia, quienes conservan la consonante con más frecuencia. Probablemente, los hábitos expresivos de estos hablantes, acostumbrados a pronunciar consonantes sordas en estos mismos contextos, tanto en su lengua dominante⁷ como cuando hablan en español⁸ favorecen esta solución fonética convergente. Por el contrario, quienes tienen como lengua dominante el castellano, pero, sobre todo, quienes se consideran monolingües (y en el mejor de los casos, bilingües pasivos), someten la dental a procesos de elisión más parecidos a los que se detectan en otras regiones españolas. Con todo, el nivel de supresión de la consonante no alcanza entre los hablantes autóctonos las mismas magnitudes que en otras regiones, como lo manifiesta una nueva comparación, esta vez entre dichos hablantes monolingües autóctonos por un lado, y una muestra de control compuesta por inmigrantes llegados desde otras regiones españolas (Andalucía, Aragón...) tradicionalmente más proclives a las pronunciaciones elididas, por otro. Mientras que los castellanohablantes nacidos y criados en sus respectivas comunidades de habla ocupan una posición intermedia en el grado de elisión, los inmigrantes alcanzan significativamente las proporciones más elevadas de la variante cero. Ello demostraría que los primeros participan en algún grado – por su puesto, no en la misma proporción que los valencianohablantes – del mismo proceso de convergencia fonética reseñado.

Aunque no de forma tan clara, al tratarse de una variable sintáctica de la que los hablantes no son conscientes, un perfil de variación similar ofrece en esta región el llamado *futuro sintético* (*amaré*), variante que se halla en claro retroceso en otras muchas áreas del mundo hispánico por el avance de formas alternativas, principalmente el *futuro perifrástico* (*voy a leer*). Un estudio en curso en el momento de escribir estas líneas muestra de nuevo la significación de los factores mencionados más arriba, si bien ahora no alcanzan las proporciones reseñadas en el caso de variación fónica, además de ser superados por otros factores de naturaleza lingüística (proximidad al acto de habla, actitud del hablante, modalidad oracional...). Pese a ello, la interacción con algunos de estos factores estructurales, especialmente la cercanía del evento futuro al acto de habla, revela la preferencia significativa por la variante morfológica de los valencianohablantes dominantes

⁷ Considérese a este respecto la diferencia entre los contextos fónicos del español y el catalán: cast. *ado* / cat. *at*.

⁸ A este respecto, es conocida la propensión de los catalanohablantes a pronunciar sorda la dental final en palabras como pared [paret], salud [salut], etc., siguiendo de nuevo los hábitos fonéticos de su lengua (Casanovas 1995).

sobre los castellanohablantes en los mismos contextos. Así, y como puede observarse en el siguiente gráfico, parece revelador que, al margen del contexto lingüístico en el que las dos lenguas de la comunidad muestran claramente su preferencia por el futuro sintético, la *distancia máxima* (“en cinco años *acabaré* mis estudios universitarios” / en cinq anys acabaré els meus estudis universitaris”), en todos los demás contextos futuros⁹ los hablantes que tienen el catalán como lengua dominante superan en empleos de la variante morfológica a los castellanohablantes correspondientes, especialmente a los monolingües.



Cuadro 1: Distribución de las variantes tras la tabulación cruzada entre el grado de bilingüismo de los hablantes y la proximidad al acto de habla.

5. “Regularizar lo irregular”: otros desenlaces (no normativos) de las gramáticas convergentes

Un caso más avanzado de convergencia lingüística es el que tiene lugar cuando las lenguas experimentan procesos de desarrollo paralelos al cabo de siglos de contacto intenso. A diferencia de los casos anteriores, donde encontramos siempre una lengua cuyas estructuras lingüísticas actúan como modelo hacia el que *convergen* las demás, la bibliografía revela también la existencia de situaciones de contacto en las que *todas* las lenguas acaban influyéndose recíprocamente, hasta alcanzar un estadio de desarrollo común en determinadas áreas de la gramática. Sin duda, uno de los casos más conocidos y estudiados es el que repre-

⁹ Los grados que hemos denominado *distancia cercana* (“luego lo *haré*/ lo *voy a hacer*), *distancia intermedia* (“lo haré un día de esta semana /lo voy a hacer un día de esta semana”), *distancia atenuada* por el co-texto lingüístico (“Estas navidades lo *haré* / Estas navidades lo *voy a hacer*”) y *distancia indefinida* (objetivamente, lejana, pero sin determinar en el tiempo: “porque si trabajamos menos ... *cobraremos* menos”).

sentan algunas *áreas lingüísticas* del mundo, en las que aparecen implicadas comunidades de habla diferentes, como sucede con los Balcanes (Joseph 2000) o con algunas regiones del sudeste asiático (Masica 1976). Pero también encontramos ejemplos de este tipo de confluencia lingüística en el seno de una misma comunidad, como demostraron Gumperz y Wilson (1971) en su ya clásico estudio acerca de la población india de Kuwpar, donde tres lenguas tipológicamente muy diferentes (urdu, marathi y kannada) habían alcanzado al cabo de los siglos un notable grado de convergencia estructural en amplias áreas de sus respectivas gramáticas.

Algunos desenlaces del español en contacto con lenguas amerindias, estructuralmente muy diferentes entre sí, presentan considerable similitud con el cuadro que acabamos de describir. Así, Escobar (1995) ha dado cuenta de algunas variantes del español andino en contacto con el quechua, cuyos usos no tienen parangón con otras variedades históricas, diatópicas o diastráticas del castellano, pero que al mismo tiempo no son una réplica exacta del quechua, sino la consecuencia de una intensa interacción, completada al cabo de siglos de convivencia, entre los dos sistemas lingüísticos.

Sin embargo, y hasta donde llega nuestro conocimiento, no se ha intentado una caracterización similar de los procesos de convergencia lingüística entre lenguas mucho más similares entre sí, como las que nos ocupan en el presente trabajo. Y es que, tras siglos de contacto intenso entre el español y el catalán en los territorios del Levante español, un observador atento puede advertir la existencia de no pocos desarrollos paralelos en ambas lenguas, cuyas caracteres escapan, sin embargo, a las descripciones gramaticales al uso. La escasez, cuando no la inexistencia pura y simple de investigaciones diacrónicas acerca de las consecuencias lingüísticas del contacto entre español y catalán, hacen difícil decidir si en dicha evolución convergente ha sido una lengua la que ha actuado inicialmente como modelo. Y es que, como señalan autores como Emili Casanova (1996: 293), para describir la evolución del catalán en zonas como Valencia es necesario datar y explicar al mismo tiempo muchos fenómenos particulares, tanto del dialecto valenciano como del castellano hablado en esta región desde el inicio del proceso de castellanización, allá por el siglo XVI.

Por otro lado, la insuficiencia de estudios acerca de las variedades coloquiales de ambas lenguas en nuestras comunidades de habla dificulta también notablemente la tarea, ya que en no pocos casos resulta imposible remitirse a las correspondientes variedades estándares, cuyas variantes no se cumplen en ninguna de las dos lenguas. A este respecto, Lagarde (1996) ha llamado la atención acerca de la importancia de conocer bien la variedad popular del francés hablada en el Rosellón para identificar los fenómenos interferenciales existentes en el español hablado por los inmigrantes llegados desde el otro lado de los Pirineos. Desgraciadamente, y con la excepción de algunos intentos recientes para las dos lenguas

(cf. Payrató 1988, Briz 1998) – la mayoría más dirigidos al análisis de los mecanismos de la conversación coloquial que al estudio del contacto de lenguas –, es poco lo que sabemos acerca de estos desarrollos paralelos.

Pese a la ausencia de dichos estudios, que arrojarían considerable luz acerca de estos puntos estructurales de la gramática convergente, no parece descabellado aventurar que el contacto de lenguas, y más aún entre lenguas hermanas como el español y el catalán, haya actuado a lo largo de los siglos como un mecanismo que permite a las lenguas “deshacerse” en paralelo de irregularidades paradigmáticas mediante la aplicación – en ambas, y esto es lo más relevante – de idénticos procesos de simplificación o generalización. En este sentido, la acción del contacto actuaría de una forma similar a los procesos de nivelación lingüística que caracterizan la presencia en un territorio de variedades diferentes de una misma lengua, como consecuencia de situaciones excepcionales, como la inmigración o la colonización de nuevos territorios (Kerswill 2002).

A nuestro modo de ver, en algunas regiones del ámbito lingüístico catalán tales procesos de convergencia en el habla ordinaria pueden advertirse en diversos fenómenos que suponen alguno de los siguientes procesos morfosintácticos:

- a) la regularización de reglas gramaticales excepcionales,
- b) la simplificación de estructuras sintácticas, y,
- c) la amalgama de categorías gramaticales.

A continuación mostramos algunos ejemplos correspondientes a cada una de estas posibilidades.

En relación con la primera de ellas, en trabajos previos hemos defendido una caracterización similar para un rasgo muy frecuente en las comunidades de habla catalanas, como es el que lleva a practicar la concordancia – cuasi – sistemática entre el verbo *haber* y el sintagma nominal adjunto en las oraciones que la gramática clasifica como impersonales gramaticalizadas, y en las que la norma preceptiva impone el empleo de dicho verbo en singular (Blas Arroyo 1993, 1996). Los siguientes son ejemplos adicionales hallados más recientemente en el *Corpus Sociolingüístico de Castellón*:

- (6) No *habían bastante* plazas y entonces no se pudo ir ... (CSCS-332)
- (7) ...*habrán* personas que por lo que sea se tienen que ir fuera y les interesa más todo un mes (CSCS-332)
- (8) *Podrían haber* más, pero no hay (CSCS-125)
- (9) *Han habido* muchos este verano [accidentes con los toros] (CSCS-42)

La variante concordada, que aparece tanto en las formas simples – (6) y (7) – como en las perifrásticas – (8) y (9) – supone regularizar una regla sintáctica excepcional, como la que lleva en la gramática normativa española – pero también en la catalana (*hi havia festes*) – a prescribir la no concordancia entre el verbo y un

sustantivo adjunto, pese a que el hablante interpreta cognitivamente como sujeto y no como complemento directo, su verdadera función sintáctica.

A nuestro juicio, la inclusión de este rasgo entre los fenómenos de convergencia lingüística en estas regiones se justifica por diversas razones. En primer lugar, hay que tener presente la amplia difusión que el mismo fenómeno sintáctico muestra en catalán, lengua en la que, pese a no poseer tampoco el aval normativo de las gramáticas, existen algunos puntos estructurales que favorecen todavía más la concordancia, como ocurre con la tercera persona del presente de indicativo (obsérvese la diferencia entre el español: **hayn fiestas*, frente al catalán: *hi han festes*).

Por otro lado, y aunque es sabido que la concordancia es frecuente también en otras comunidades hispánicas – eso sí, suficientemente alejadas, como Canarias o Hispanoamérica, como para no pensar en una relación causal – nada impide que nos hallemos ante un ejemplo de *causación múltiple*, donde a las tendencias internas manifestadas por el español en otras variedades, se añade aquí el considerable potencial catalizador ejercido por la convergencia lingüística. Una prueba de ello es que, a diferencia de otras comunidades peninsulares donde también es posible observar el fenómeno, en las comunidades de habla catalanas la difusión del fenómeno es mucho más extensa y homogénea desde el punto de vista sociolectal, al tiempo que covaría con otros factores extralingüísticos que configuran un carácter nítidamente asociado al contacto de lenguas, como el grado de presencia ambiental de la lengua catalana en la comunidad de habla o ciertas variables de adscripción lingüística (lengua materna o dominante de los hablantes). Nuestros propios estudios empíricos nos han permitido comprobar cómo existe una relación directa entre dichos factores y la frecuencia con que se practica la concordancia, con todo y ser – repetimos – un rasgo ampliamente difundido e integrado en el repertorio verbal de las comunidades de habla valencianas (Blas Arroyo 1993, 1996).

En otras ocasiones, la convergencia entre el español y el catalán provoca la simplificación de ciertos esquemas sintácticos, como consecuencia de la cual se obtienen variantes más sencillas – y económicas – que en las correspondientes variedades estándares. Así ocurre, por ejemplo, en los enunciados (10) al (12), que representan estructuras muy comunes en el español de la Comunidad Valenciana:

(10) Tengo el carnet de conducir siete años (esp. gen. “Tengo el carnet desde hace siete años”) (Blas Arroyo 1993)

(11) Sí que me gustaría pero en una semana creo, creo que < > bien, porque estoy muchos años ya sin coger nada y creo que, que una semana [de vacaciones] me vendrá muy bien (CSCS-238) (esp. gen. “llevo ya muchos años sin coger nada...”)

(12) La abuela está ya seis meses en nuestra casa (esp. gen. “la abuela está ya desde hace seis meses en nuestra casa”) CSCS-121)

Se trata de construcciones nominales con valor circunstancial, y con el verbo en presente de indicativo, que denotan el tiempo transcurrido desde el inicio de una actividad o estado hasta el momento del habla, y que suponen una clara simplificación respecto a las que prescriben las gramáticas y demás obras normativas del español. Aunque en la lengua hablada de otras regiones peninsulares no faltan ejemplos de economía lingüística que conducen a la desaparición del nexo preposicional (*desde*), no nos consta la amplia difusión de esquemas sintácticos como los ejemplificadas más arriba y en los que, junto a la preposición, desaparece también el verbo fosilizado *hacer*. Bien es cierto que dichas construcciones simplificadas encuentran un importante apoyo estructural en la posibilidad que ofrece la lengua de omitir esos mismos sintagmas en otros contextos morfosintácticos, como:

- a) las perífrasis de gerundio (“*llevo viviendo* ya doce años en esta finca”);
- b) la subcategorización de ciertos verbos durativos (“*llevo* doce años...;” “*dura* ya cinco años ese calvario”), con los que el circunstancial aparece ya normativamente mediante un sintagma nominal (“doce años ... cinco años”);
- c) por no hablar de los mismos verbos afectados por el esquema de simplificación que nos ocupa (*estar, vivir, tener...*) en otros tiempos de la conjugación diferentes al presente (“*estuvimos* siete años en esa casa”, “*hemos tenido* tres años ese problema”).¹⁰

Ahora bien, a nuestro juicio, la extensión alcanzada en estas comunidades de habla, tanto en la matriz lingüística como en la social, del esquema ejemplificado en (10) al (12), encuentra en estas comunidades bilingües un factor decisivo en el contacto con el catalán hablado en Valencia, que presenta en el habla ordinaria modelos sintácticos idénticos – e insistimos – tampoco normativos (“*Tinc* el carnet set anys”, “*Viu* ja dotze anys en aquesta finca”).

Por último, la sustitución frecuente de las formas adverbiales *abajo* – y en menor medida – *debajo* del español estándar por la preposición *bajo* – véanse (13) y (14) – (Blas Arroyo 1999), representa un nuevo ejemplo de esta clase de convergencia “agramatical” en numerosas comunidades de habla de la Comunidad Valenciana.¹¹ La amalgama de diferentes categorías gramaticales (adverbial y preposicional) bajo una única forma, tiene lugar tanto en español como en catalán (*baix*), lengua donde el resultado de dicho proceso (*baix*) se aleja también de

¹⁰ Con todo, obsérvese cómo en estos casos, a diferencia de los considerados más arriba como resultado de la convergencia con el catalán, el aspecto imperfectivo desaparece, por lo que el contexto semántico-pragmático es, pues, claramente diferente.

¹¹ También se documenta en Cataluña, si bien aquí los escasos datos disponibles (véase Sinner 2004) parecen indicar una difusión social menor que en la región de Valencia.

las posibilidades normativas otorgadas por la gramática, como muestran los ejemplos (15) y (16). A este respecto, uno de los pioneros en el estudio del contacto entre ambas lenguas, señalaba ya en el primer tercio del siglo XX que, en catalán, la preposición castellana *bajo* “no pot ésser traduïda com fam alguns per *baix*, mot que només pot ésser adjectiu o adverbí (*edifici baix*, *se n'ha anat a baix*). Així no direm mai BAIX *la direcció del mestre Millet*, BAIX *la influència de la grip*, sinó SOTA *la direcció del mestre Millet*, SOTA *la influència de la grip*” (Jordana 1933: 104):

(13) ¿Dónde los tienes?

Están *bajo* (esp. gen. *abajo*)

(14) Los policías están ahí *bajo* (esp. gen. *abajo*)

(15) Us informem de la catalogació del material bibliogràfic *baix* relacionat (cat. *abaix*) (esp. “os informamos de la catalogación del material bibliográfico abajo relacionado”)

(16) Com es va rebre per ahí *baix*? (esp. “cómo se ha recibido por ahí abajo?” [el gol])

6. Conclusiones

Pese a la polisemia con que aparecen adornados algunos de los conceptos sobre el contacto lingüístico considerados en el presente trabajo, no quisiéramos contribuir a la confusión terminológica con la propuesta de nuevos términos o el rebautizo de los actuales. En todo caso, sí nos parece necesario – y este ha sido el objetivo principal en estas páginas – desentrañar la complejidad que presentan dichos fenómenos para la descripción del español en contacto con el catalán.

A este respecto, es preciso distinguir inicialmente entre fenómenos claros de interferencia lingüística, que suponen el calco de rasgos o unidades características de la lengua catalana, desconocidos por el castellano, de otros que, pese a una influencia interlingüística también fuera de duda, suponen una ampliación de las posibilidades sintácticas, pero sobre todo, pragmático-discursivas presentes ya en la lengua receptora. Complementariamente, estos deben diferenciarse de otras consecuencias lingüísticas del contacto de lenguas, que caracterizamos como hechos de convergencia lingüística y entre los que es posible discernir, al mismo tiempo, diferencias estructurales y sociolingüísticas relevantes. A este respecto, en las páginas anteriores hemos mostrado, mediante ejemplos representativos del español hablado en diferentes comunidades de habla del ámbito lingüístico catalán, casos de convergencia en los que la lengua catalana actúa claramente como modelo, y que llevan a los hablantes a incrementar – comparativamente con otras variedades peninsulares – el empleo de ciertas estructuras o unidades lingüísticas por su coincidencia con las catalanas. Desde el punto de vista sociolingüístico,

dichos procesos de convergencia pueden favorecer variantes que aparecen marcadas sociolectalmente en otras regiones hispánicas o, en sentido contrario, pueden contribuir poderosamente a la retención de otras más antiguas – y a menudo prestigiosas –, y que fuera de estas áreas bilingües se hallan sometidas a intensos procesos de erosión y cambio lingüístico.

Con todo, las posibilidades de la gramática convergente no se detienen ahí, ya que el contacto secular favorece también el desarrollo en las dos lenguas de la comunidad de soluciones estructurales paralelas, alejadas de las normas impuestas por las respectivas gramáticas normativas, pero teleológicamente destinadas a la simplificación de categorías y reglas morfosintácticas.

Pese a la necesaria síntesis de factores universales, tendencias internas de las lenguas e influencias sustratísticas en la evaluación de los fenómenos de variación y cambio lingüístico que tienen como protagonistas a las comunidades bilingües o multilingües, se ha argumentado que el contacto lingüístico puede revelar la existencia de propiedades de las lenguas que en las regiones monolingües pasan generalmente más “desapercibidas” (Matras 1998: 282). Y es que una cosa es aceptar que el origen de determinados fenómenos puede no residir, en última instancia, en la influencia directa de otra lengua, y otra bien distinta, negar la relevancia del propio contacto en su configuración lingüística y social en comunidades de habla bilingües como las que aquí hemos abordado.

Referencias

- Badia I Margarit, Antoni, 1985. *Gramática Catalana*. Madrid: Gredos.
- Blas Arroyo, José Luis, 1993. *La interferencia lingüística en Valencia (dirección catalán → español)*. Castellón: Universidad Jaume I.
- , 1996. “A propósito de un caso de convergencia gramatical por causación múltiple en el área de influencia lingüística catalana. Estudio sociolingüístico”, in: *Cuadernos de Investigación Filológica*, 21: 175-200.
- , 1999. “Están ahí *bajo*: un caso de variación gramatical en una situación de contacto de lenguas”, in: Serrano, M. J., (ed.). *Estudios de variación sintáctica*. Frankfurt am Main: Vervuert, 173-196.
- , 2006. “Hasta aquí hemos llega(d)o’: ¿un caso de variación morfo-fonológica en español? Datos estructurales y estilísticos de una comunidad bilingüe”, in: *Southwest Journal of Linguistics* 25, 2 (en prensa).
- “El español de la Comunidad Valenciana: desde la interferencia lingüística a la convergencia”, en; Blas Arroyo, J. L./Velando, M./Casanova, M., (eds.). *Selected Proceedings of the III International Congress on Language and Society*. Castellón

- 19 al 21 de noviembre de 2006. Castelló: Servei de Publicacions de la Universitat Jaume I (en prensa).
- Briz, Antonio, 1998. *El español coloquial en la conversación: esbozo de pragmatogramática*. Barcelona: Ariel.
- Casanova, Emili, 1996. “El castellà de València”, in: Briz, A. et al., (eds.). *Pragmàtica y gramàtica del español hablado*. Actas del II Simposio sobre Anàlisi del Discurs Oral. [14-22 de noviembre de 1995], 293-298.
- Casanovas, Monserrat., 1995. “La interferencia fonética en el español de Lleida: algunos apuntes para su estudio”, in: *Sintagma*, 7, 53-59.
- Colomer, Josep, 1996. *La utilitat del bilingüisme*. Barcelona: Edicions 62.
- Coseriu, Eugenio, 1977. *Estudios de lingüística románica*. Madrid: Gredos.
- Escobar, Anna, 1995. “Andean Spanish and bilingual Spanish: linguistic characteristics”, in: Cole, P./Harmon, G., (eds.). *Language in the Andes*, 51-73.
- Etxebarria, Maitena, 2004. “Español y euskera en contacto: resultados lingüísticos”, in: *Revista Internacional de Lingüística Iberoamericana (RILI)*, 2, 4, 131-148.
- Etxenique, María T./ Sánchez, Juan, 2005. *Las lenguas de un Reino*. Madrid: Gredos.
- Gómez Molina, José Ramón, 2000. “Transferencia y cambio de código en una comunidad bilingüe : área metropolitana de Valencia (I y II)”, in: *Contextos* 33-36, 309-360.
- Gumperz, John/Wilson, R., 1971. “Convergence and Creolization. A case from the Indo Aryany Dravidian Border in India”, in: Hymes, D., (ed.). *Pidginization and creolization of languages*. Cambridge: Cambridge University Press, 151-67.
- Harris, John, 1991. “Conservatism versus substratal transfer in Irish English”, in: Trudgill, P. /Chambers, J. K., (eds.). *Dialects of English: Studies in Grammatical Variation*. London and New York: Longman, 191-212.
- Jordana, Carles, 1933. *El català i castellà comparats*. Barcelona: Barcino.
- Joseph, Brian, 2000. “Processes of spread for syntactic constructions in the Balkans”, in: Tzitzilis, C./Symeonidis, C., (eds). *BalkanLinguistik: Synchronic and Diachronic*. University of Thessaloniki, 139-150.
- Kerswill, Paul, 2002. “Koineization and Accommodation”, in: Chambers J. A./Trudgill, P./Schilling-Estes, N., (eds.). *The handbook of Language Variation and Change*. Oxford, UK/Cambridge, MA: Blackwell, 669-702.
- Lagarde, Christian, 1996. *Le parler « melandjao » des immigrés de langue espagnole en Roussillon*. Perpignan : Presses Universitaires de Perpignan.
- Lincoln, P. C., 1979. “Dual-lingualism: Passive bilingualism in action”, in: *Te Reo*, 22, 65-72.
- López Morales, Humberto, 1989. *Sociolingüística*. Madrid: Gredos.
- Masica, Colin P., 1976. *Defining a Linguistic Area: South Asia*. Chicago: University of Chicago Press.

- Matras, Yaron, 1998. "Utterance modifiers and universals of grammatical borrowing", in: *Linguistics* 36, 281-331.
- Mougeon, Raymond/ Beniak, Eduard, 1986. « Le français en situation de contact et la variation linguistique: le français parlé en Ontario (Canada) » in : *Actes du XVII^{ème} Congrès International de Linguistique et Philologie Romanes*. (Aix-en-Provence, 29 août – 3 septembre 1983). Aix-en-Provence : Université de Provence, 291-313.
- , 1991. *Linguistic Consequences of Language Contact and Restriction*. The Case of French in Ontario. Canada, Oxford: Clarendon Press.
- Mufwene, Salikodo, 2004. "Multilingualism in Linguistic History: Creolization and Indigenization", in: Bhatia, T./ Ritchie, W. C., (eds.). *The handbook of bilingualism*. Oxford: Blackwell, 460-488.
- Nussbaum, Luci/Tuson, Amparo, 1995. "The Ins and Outs of Conversation in Catalonia", in: *Catalan Review*, 9, 2, 199-221.
- Payrató, Lluís, 1985. *La interferència lingüística*. (Comentaris i exemples català castellà). Barcelona: Ed. Curial – Publicacions de l'Abadia de Montserrat.
- , 1988. *Català col·loquial*. València: Universitat de València.
- Poplack, Shana/Turpin, Danielle, 1999. "Does the FUTUR have a future in (Canadian) French?", in: *Probus*, 11, 1, 1-20.
- Rozencveig, V. J., 1976. *Linguistic interference and convergent change*. The Hague: Mouton.
- Sachdev, Itesh/Howard, Giles, 2004. "Bilingual accommodation", in: Bhatia, T. K./Ritchie, W. C., (eds.). *The handbook of bilingualism*. Oxford: Blackwell, 353-378.
- Salmons, Joe, 1990. "Bilingual discourse marking: code switching, borrowing and convergence in some German-American dialects", in: *Linguistics* 28, 453-480.
- Silva-Corvalán, Carmen., 1994. *Language contact and change*. Oxford: Oxford University Press.
- Sinner, Carsten, 2004. *El castellano de Cataluña*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Vila, Rosa, 1996. "Consideraciones acerca de la interferencia del catalán en el español de Barcelona", in: Briz, A., (ed.). *Pragmática y gramática del español hablado*. Actas del II Simposio sobre Análisis del Discurso Oral. [14-22 de noviembre de 1995]. Valencia: Tirant Lo Blanch, 269-282.
- Wesch, Andreas, 1997. "El castellano hablado de Barcelona y el influjo del catalán. Esbozo de un programa de investigación", in: *Verba* 24, 287-312.

Soziologische Analysen von Literatur und Literatur als Soziologie

Gerald MOZETIČ, Graz

Das Erkenntnisinteresse der Soziologie als einer empirischen Sozialwissenschaft richtet sich auf eine möglichst umfassende Analyse aller gesellschaftlichen Erscheinungen, und das ist nur durch eine hochgradige Arbeitsteilung möglich; je differenzierter und komplexer eine Gesellschaft aufgebaut ist, um so spezialisierter wird auch deren Erforschung. Insofern wird also schon vom „Gegenstandsbereich“ eine gewisse Aufteilung nahe gelegt. Aus der Vielzahl so genannter „Bindestrich-Soziologien“ seien hier nur einige exemplarisch angeführt: von der Wirtschafts-, Arbeits- und Organisationssoziologie über die Familien-, Religions- und Militärsoziologie bis zur Technik-, Sport- und Kulturosoziologie reicht der Bogen, und so nimmt es denn nicht wunder, dass auch ein Spezialgebiet „Literatursoziologie“ existiert. Zu dieser Diversifikation kommt noch hinzu, dass es eine Vielfalt von theoretischen und methodischen Positionen gibt, durch die dann im Einzelnen bestimmt wird, wie analytisch vorgegangen wird – von der Formulierung der Problemstellung über das Forschungsdesign bis zur Interpretation der Ergebnisse. Die Literatursoziologie ist also nicht weniger heterogen als die Soziologie insgesamt.

Welche Art von Literatursoziologie man für besonders fruchtbar hält, hängt von Basisannahmen an, die insbesondere die mögliche Erklärungskraft theoretischer Modelle und die Adäquatheit empirischer Untersuchungsmethoden betreffen. Als Stichworte seien genannt: Wie positioniert sich die Soziologie im Hinblick auf die Frage nach der „Einheit der Wissenschaften“?¹ Welche methodischen Verfahren sind am besten geeignet, den spezifischen Gegenstandsbereich zu erfassen?² Exemplarisch wird es im Folgenden darum

¹ Gemeint sind damit wissenschaftstheoretische Positionen: Gibt es eine für alle empirischen Wissenschaften geltende Forschungslogik oder sprechen die Besonderheiten der Wissenschaften, die es mit menschlichem Handeln und dessen Produkten und Resultaten zu tun haben, für eine spezielle Wissenschaftstheorie der Sozial-, Geistes- oder Kulturwissenschaften? Sind die Erklärungsziele in allen Wissenschaften, formal betrachtet, die gleichen? Hat der alte Dualismus von Geistes-Kulturwissenschaften und Naturwissenschaften heute noch eine Berechtigung?

² Insbesondere die Unterscheidung zwischen quantitativen und qualitativen Methoden der Sozialforschung ist hier von Belang. Dass sich die Kluft zwischen diesen beiden Varianten in letzter Zeit entschärft und zum Teil geschlossen hat, führt weg von einer Entweder-Oder-Entscheidung zur Frage nach zweckmäßigen Kombinationen.

gehen, durch die Rekonstruktion von drei paradigmatisch zu nennenden Positionen zum Verhältnis von Literatur und Soziologie die Basis für einen Vergleich zu legen, durch den die unterschiedlichen Erkenntnismöglichkeiten soziologischer Literaturanalyse deutlich werden.

Literatursoziologie wird *erstens* mit einem dezidiert empiristischen Vorverständnis und den üblichen Methoden der Sozialforschung betrieben, und das ohne Verpflichtung auf eine bestimmte Theorie; die Fragestellungen werden durch pragmatische Erkenntnisinteressen gelenkt. In der Literatursoziologie gibt es *zweitens* immer wieder Versuche, die Analyse von Literatur in den Rahmen einer expliziten Sozialtheorie zu stellen. Wie dabei vorgegangen wird, hängt von allgemeinen theoretischen Konzeptualisierungen ab, die zudem die Erkenntnisziele festlegen. Ein überaus ambitioniertes Projekt wird *drittens* mit der Idee verfolgt, Literatur *als* Soziologie zu analysieren, wodurch es zu einer Aufwertung von Literatur als Erkenntnisquelle für die Sozialwissenschaft kommt. Dabei stellen sich gleichsam alle Grundlagenfragen der Soziologie aufs Neue, und zudem muss die Differenz zwischen Soziologie und Literatur, zwischen Wissenschaft und Fiktionalität geklärt werden.

Eine Vorbemerkung mag für das Verständnis der nachfolgenden Darstellung von Nutzen sein. Für jede der erwähnten Zugangsweisen könnten zahlreiche und im Einzelnen durchaus sehr unterschiedliche Beispiele genannt werden. Da aber kein allgemeiner Überblick zum Forschungsstand beabsichtigt ist (und im gegebenen Rahmen wohl auch nicht möglich wäre), sondern eine Fokussierung auf systematisch zentrale Fragen angestrebt wird, erschien es sinnvoll, die Auswahl der Beispiele so zu treffen, dass sie zur Beantwortung dieser Fragen möglichst viel beitragen können (ohne Rücksicht darauf, ob sie in der gegenwärtigen Fachdiskussion im Mittelpunkt stehen).³

Empiristische Literatursoziologie⁴

In Untersuchungen, die dieser Kategorie zuzuordnen sind, dominiert gleichsam die Methode über die Theorie: empirische Bestandsaufnahmen von interessierenden Phänomenen werden mittels der Methoden der Sozialforschung durchgeführt, wobei die theoretische Interpretation der Ergebnisse entweder fehlt oder ad hoc vorgenommen wird. Jedenfalls gibt es keine notwendige Verknüpfung von Empirie und Theorie – welche Theorien überhaupt herangezogen

³ Gleichsam kompensatorisch wurde das Literaturverzeichnis etwas breiter gehalten, als es für die Zwecke dieser Arbeit nötig wäre.

⁴ Mit der Bezeichnung „empiristische“ Literatursoziologie soll zum Ausdruck kommen, dass für diese Art der Forschung eine Anwendung empirischer Methoden der Sozialforschung charakteristisch ist, ohne dass damit die explizite Festlegung auf eine theoretische Perspektive verbunden wäre.

werden, ist arbiträr. Die Bandbreite der behandelten Themen ist groß, die soziale Lage von AutorInnen kann ebenso untersucht werden wie die Lesegewohnheiten des Publikums, die Generierung von „Bestsellern“ ebenso wie die Relation Belletristik – Neue Medien, es kann um die Rolle von Vereinigungen wie dem PEN-Club gehen oder um Konzentrationsprozesse in der Verlagsszene, um die Bedeutung von literarischen Preisen oder die staatliche Förderung von Literatur. Alles, was mit Produktion, Distribution und Konsum von Literatur zusammenhängt, kann zum Gegenstand der Untersuchung gemacht werden. In allen diesen Studien nähert man sich der Literatur in gewisser Weise von „außen“: nicht die Werke selbst werden analysiert, nicht ihre sprachliche Struktur, ästhetischen Merkmale oder Kompositionsregeln.⁵

Zweifellos kann man durch derartige Untersuchungen eine ganze Menge über den Literaturbetrieb und den Zustand des kulturellen Lebens insgesamt erfahren, und wie sonst auch ist der empirische Bezug ein sehr zweckmäßiger, wenn man über persönliche Erfahrungen und Vermutungen hinauskommen will.

Die Berechtigung dieser Art von Literatursoziologie durchaus anerkennend,⁶ soll aber der Schwerpunkt dieses Aufsatzes anders gesetzt werden. Es interessieren hier insbesondere literatursoziologische Modelle, die textnäher sind und auch das Werk analysieren.⁷

Literatursoziologie und Sozialtheorie

Eine sozialtheoretisch angeleitete Literatursoziologie nähert sich ihrem Gegenstand mit einem spezifischen Vorverständnis. Über eine Sozialtheorie zu verfügen impliziert, die untersuchten Werke in einen „Rahmen“ stellen, ihnen unter Bezugnahme auf ihre Inhalte und/oder formalen Merkmale Signifikanz

⁵ Genau dies wird von Vertretern und Vertreterinnen der Literaturwissenschaft häufig zum Vorwurf umgemünzt, der soziologische Umgang mit Literatur bleibe ein bloß äußerlicher, der von genau dem keine Ahnung hat, worauf es wesentlich ankommt, wenn man sich der Literatur wissenschaftlich nähern will. Von diesem innerwissenschaftlichen Disput über die Adäquatheit analytischer Verfahren und Denkweisen völlig unbeeindruckt, gibt es innerhalb der literarischen und künstlerischen Zunft auch eine radikal anti-szientistische Position, der zufolge gar keine Wissenschaft sei in der Lage, einem Werk gerecht zu werden, das sich eben gerade nicht auf einen kognitiven Gehalt festlegen oder gar reduzieren lasse. Auf eine Debatte über diese Prinzipienfrage will ich mich nicht einlassen und nur so viel andeuten, dass es Fragen gibt, die am besten indirekt beantwortet werden können, also über einen Umweg der Möglichkeiten und Hypertrophien.

⁶ Vgl. dazu auch die Darstellung empiristischer Untersuchungen in Kuzmics/Mozetič 2003: 36-41.

⁷ Grundsätzlich ist es nicht ausgeschlossen, dass sich die empiristische Spielart auch mit dem Werk befasst, etwa mit der Methode der Inhaltsanalyse. Aber wie oft beispielsweise in Robert Musils *Der Mann ohne Eigenschaften* das Wort „Kakanien“ vorkommt, ist soziologisch als empirische Feststellung ziemlich uninteressant.

verleihen zu können. In jüngerer Zeit ist wahrscheinlich die Soziologie Pierre Bourdieus das beste und auch prominenteste Beispiel für einen Versuch der Überwindung der Kluft zwischen werkimmanenter und externer Analyse und die Anwendung einer allgemeinen Theorie auf das literarische und künstlerische Feld (wobei „Feld“ bei Bourdieu explizit als theoretischer Begriff eingeführt wird). Unter einem Feld ist ein „Netz objektiver Beziehungen“ (Bourdieu 1997: 72) zu verstehen, das eine präzise Bestimmung der Position der Handelnden, der verfügbaren Strategien und Handlungsoptionen ermöglicht. In einer seiner Untersuchungen stellt Bourdieu (1999) dar, wie es im Frankreich des 19. Jahrhunderts zu einer Autonomisierung des literarischen Feldes gekommen ist. Das klingt zunächst nach einer „externen“ Sozialgeschichte der französischen Literatur, will aber weit mehr sein. Besonders deutlich zeigt sich Bourdieus Anspruch, wenn er exemplarisch Gustave Flauberts *Éducation sentimentale* analysiert und dabei klären will, „weshalb das literarische Werk manchmal mehr sogar über die soziale Welt aussagen kann als so manche vorgeblich wissenschaftliche Schrift“ (ebd.: 66). Mit künstlerischen Mitteln reproduziere dieses Werk „auf außerordentlich exakte Weise die Struktur der sozialen Welt, in der dieses Werk produziert wurde“ (ebd.).⁸

Ob Bourdieus Versuch, eine Literatursoziologie zu begründen, in der die immanente und die externe Analyse sich fruchtbar verbinden, als gelungen zu betrachten ist, kann hier nicht entschieden werden. Eine eingehende Diskussion seiner Wissenstheorie wäre dazu erforderlich, in der herausgearbeitet werden müsste, wo und wie er die Erkenntnistheorien marxistischer Provenienz hinter sich lässt. Welche Probleme dabei zu lösen sind, kann vielleicht an einem instruktiven Beispiel gezeigt werden, das uns auch die Gelegenheit gibt, auf einen „klassischen“ marxistischen Autor hinzuweisen, der einerseits an der materialistischen Geschichtsauffassung festhält, andererseits aber die Notwendigkeit einer marxistischen Ästhetik betont: Georg Lukács. Zunächst sei daran erinnert, dass die Begründer der marxistischen Gesellschaftslehre insbesondere den realistischen Roman hoch geschätzt haben; Marx und Engels sind etwa überaus beeindruckt, wie präzise ein Balzac die französische Gesellschaft abzubilden vermag.⁹ Mit den Stichworten „Realismus“ und „Abbildung“ sind einige schwerwiegende

⁸ Die Sekundärliteratur zu Bourdieu ist kaum überschaubar; es sei hier nur auf die speziell seinem literatursoziologischen Werk gewidmete Arbeit von Jurt (1995) verwiesen. Einige knappe Bemerkungen finden sich in Kuzmics/Mozetič (2003: 53-57).

⁹ Vgl. etwa die folgende Briefstelle, wo Friedrich Engels 1888 schreibt, Balzac gebe in seinem Werk „eine vollständige Geschichte der französischen Gesellschaft, aus der ich, sogar in den ökonomischen Einzelheiten (zum Beispiel der Neuordnung des beweglichen und unbeweglichen Eigentums nach der Revolution), mehr gelernt habe als von allen berufsmäßigen Historikern, Ökonomen und Statistikern dieser Zeit zusammengenommen“ (*Marx-Engels Werke* (MEW), Bd. 37: 43f.)

Probleme verbunden: Eine Erkenntnistheorie, die Wissen/Erkennen als objektive Abbildung der Wirklichkeit begreift, muss ein Korrespondenzverhältnis postulieren und Kriterien für den Grad der Objektivität angeben können. Wenn es die Wissenschaft ist, die diese Objektivität realisiert, stellt sich die Frage, wie einem literarischen Werk, das als fiktionales Produkt nicht an der Realität überprüfbar ist, Erkenntnisgehalt zugesprochen werden kann. Damit ist ein auch in allgemeiner Hinsicht zentraler Punkt berührt: die Differenz zwischen empirischer Wissenschaft und fiktionaler Literatur. Wer Literatur eine Erkenntnisfunktion zuspricht, muss über eine Wissenstheorie verfügen, die das zu plausibilisieren vermag.

Im Spätwerk von Georg Lukács findet sich der Versuch einer Bestimmung der „Eigenart des Ästhetischen“, wo es im Kern auch um eine allgemeine Wissenstheorie geht. Um das Gebiet der Ästhetik genau abzustecken, bedarf es einerseits einer gründlichen Analyse des Alltagslebens, aus dem die Kunst hervorgeht, und der wissenschaftlichen Vorgangsweise, die zu objektiver Erkenntnis führt, andererseits aber der Herausarbeitung der spezifischen Merkmale der Kunst, welche jenseits von Alltag und Wissenschaft irreduzible Eigenständigkeit besitzt. Gleichzeitig ist zu unterstreichen, dass für Lukács (1963) aufgrund seiner erkenntnistheoretisch-philosophischen Position nur eine Bestimmung der Eigenart des Ästhetischen in Frage kommt, die dessen Besonderheiten aus der Gemeinsamkeit entwickelt, die Alltagsleben, Wissenschaft und Kunst verbindet. Materialistisch gedacht, kann für das Alltagsleben nur die Arbeit der letzte Bezugspunkt sein, von dem her die Welterfassung möglich ist. Arbeit erfordert elementare Objektivationen, ein für die jeweiligen Aufgaben zugeschnittenes Bild der Wirklichkeit. Die durch die Arbeit veranlaßten Objektivationen sind als eine Vorstufe der wissenschaftlichen Objektivationen anzusehen, unterscheiden sich von diesen jedoch durch spezifische Restriktionen – durch die Fixiertheit auf praktische Erkenntniszwecke. Wissenschaft hingegen richtet sich auf die objektive Erfassung des Realen, was die Fähigkeit zum Desanthropomorphisieren des Objekts (und des Subjekts). Wo bleibt da ein Platz für die Kunst, und für die Literatur insbesondere?

Lukács nimmt auf die Reflexologie Pawlows Bezug, dessen Untersuchungen zu den so genannten bedingten Reflexen in deren Systematisierung zu einem Signalsystem 1 münden. Davon hebt sich ein Signalsystem 2 ab, die Sprache, – unerlässliche Voraussetzung und Medium für all jene kognitiven Leistungen, die allein dem Menschen möglich sind. Für Lukács ist mit dieser Unterscheidung nicht das Auslangen zu finden, weil sie der Kunst nicht gerecht werden kann. Für Pawlow gründet die Kunst auf dem Signalsystem 1: Auch wenn Künstler die Sprache als Darstellungsmittel verwenden, verbleiben sie in einem Subjektivismus befangen, der nicht der Wirklichkeitserschließung dient und daher auch keine Erkenntnisse liefert. Lukács (1963, Bd. 2: 15) widerspricht diesem Standpunkt

mit großer Entschiedenheit. Pawlow könne derart Literatur “nur als unvollkommene Vorbereitung zum wissenschaftlichen Erfassen der Wirklichkeit” wahrnehmen. Das sei aber eine völlig falsche Auffassung von der Literatur. Weiterführend sei eine genauere Analyse des Arbeitsprozesses, die ergebe, dass in diesem bereits Reflexe entstünden, welche, “obwohl sie sich nicht wie die Sprache in ostensibler Abstraktion über die unmittelbare Sinnlichkeit erheben, dennoch nicht – wie Pawlow glaubte – einfache bedingte Reflexe sind, sondern in dieser Hinsicht der Sprache ähnlich zu Signalen von Signalen werden” (Ebd.: 38). Lukács bezeichnet sie als Signalsystem 1'. Dieses Signalsystem 1' kulminiert gleichsam in der Kunst, es ist jedoch, im Leben selbst fundiert, u. zw. in jenem Zwischenbereich, in dem weder bedingte Reflexe weiterhelfen noch sprachliche Präzisionen zur Hand sind. Im Alltagsleben leistet das Signalsystem 1' unverzichtbare und nicht substituierbare Dienste. Die Beispiele, an denen Lukács das ausführt, sind auch soziologisch unmittelbar relevant: Takt, Menschenkenntnis, Sexualität und Erotik, Lachen, Weinen, Schweigen. Während die Leistung, die mit Hilfe des Signalsystems 1' im Alltag vollbracht wird, grundsätzlich, wenn auch nachträglich, völlig adäquat mittels des Signalsystems 2 objektiviert werden kann, ist Literatur prinzipiell nicht „übersetzbar“: Das literarische Werk lässt sich nicht durch eine Übersetzung ins Lebenspraktische oder Wissenschaftliche präziser erfassen, sondern verliert im Gegenteil durch einen solchen Versuch seinen künstlerischen Charakter. „Die dichterische Sprache rechtfertigt sich im System der Bedürfnisse der Menschheit nicht durch ihre ‚Schönheit‘, sondern dadurch, daß sie sonst Unaussprechliches in einer Eindeutigkeit besonderer Art auszusprechen imstande ist.“ (Ebd.: 190f.)

Ein Kunstwerk, das uns nahe geht, mag uns beispielsweise zu einem Vergleich des dargestellten Lebens mit dem eigenen veranlassen. „Dieser Vergleich ist als Moment des Wirkungsprozesses unvermeidlich. Konsequenterweise zu Ende gedacht, würde er jedoch den ästhetischen Charakter des Kunstwerks aufheben, aus ihm ein bloßes Dokument der Weltkenntnis machen.“ (Ebd.: 315) Und nicht selten wird es wohl vorkommen, dass aus einem Kunstwerk allgemeine Schlussfolgerungen nach praktischen Zwecken gezogen werden, aber auch hier gilt: „für eine solche Einstellung verliert aber das Kunstwerk sein ästhetisches Wesen und wird zum Rohstoff für die Erkenntnis“ (Ebd.: 231). Es ist nach Lukács „die große Sendung der Kunst, die vom Menschen erkannte und eroberte Welt der an sich seienden Objektivität in eine für den Menschen, für das Menschheitliche im Menschen gespiegelte Welt zu verwandeln“ (Ebd.: 166). Kunst befriedigt also ein elementares Bedürfnis, das umso deutlicher zutage tritt, je stärker die wissenschaftlichen Objektivierungen unser Bewusstsein prägen. „Es gehört jedoch – mit der Entfaltung der Kultur in steigendem Maße – zum Besitzergreifen der Welt durch den Menschen, daß er die faktisch und praktisch beherrschte Außenwelt auch zu sich selbst in Beziehung bringe, daß er mit dieser Eroberung auch eine

Heimat erwerbe.“ (Bd. 1: 615) Literatur ist, wie jede Kunst, nur durch die Schaffung eines homogenen Mediums möglich, in dem die objektive Wirklichkeit zum einen transzendiert wird, zum anderen ihrer kategorialen Struktur nach jedoch erhalten bleibt. Widerspiegelung kann sich hier nur auf die korrekte Erfassung dieser kategorialen Struktur beziehen. Von der wissenschaftlichen Erkenntnisart unterscheidet sich diese Widerspiegelung dadurch, dass sie nicht als direktes Ziel angestrebt wird – um etwa der Wissenschaft Konkurrenz zu machen –, sondern notwendigerweise in die wahrhaft künstlerische Darstellung Eingang findet, um individuelle Schicksale so zu präsentieren, dass sie das Typische, Gattungsmäßige jenseits der desanthropomorphisierenden Abstraktion repräsentieren. Allein dadurch wird evokatives Selbstbewusstsein erzeugt und das Heimatbedürfnis des Menschen befriedigt.

Ich will die Rekonstruktion an dieser Stelle abbrechen und mit vier Bemerkungen mögliche Missverständnisse ausräumen. Erstens muss offen bleiben, ob die von Lukács angestrebte ästhetische Theorie sich tatsächlich widerspruchsfrei mit marxistischen Basisannahmen vereinbaren lässt – aber das ist ein Problem, das hier nicht von besonderer Bedeutung ist. Zweitens tendiert Lukács zu einer sehr restriktiv-realistischen Auslegung von Literatur und suggeriert, eine künstlerische Bewertung könne geschichtstheoretisch begründet werden. Eines unter vielen Beispielen für die Verzerrung seiner Urteile durch pseudowissenschaftliche Prämissen ist die eklatante Abwertung Flauberts gegenüber Balzac. Lukács bleibt weit hinter dem zurück, wozu ihn seine ausgeprägte Intellektualität und ästhetische Sensibilität eigentlich befähigen sollte. Drittens muss darauf hingewiesen werden, dass Lukács in der gegenwärtigen Soziologie ein weitgehend Unbekannter ist, dessen Ideen gar keine Rolle mehr spielen; allenfalls in historischen Darstellungen wird er berücksichtigt.¹⁰ Gerade darum ist es aber, viertens, aus systematischer Perspektive äußerst wichtig, sich die Relevanz seiner Überlegungen nicht durch den offenkundigen Umstand verdunkeln zu lassen, dass uns der Diskurshorizont, in dem Lukács denkt, sehr ferne ist, dass beispielsweise weder die marxistische Abbildtheorie noch der Behaviorismus Pawlows aktuelle Bezugspunkte abgeben. Er befasst sich aber auch mit Fragen und Problemen, die weder überholt sind noch endgültig beantwortet oder gelöst worden sind, und die man ernst nehmen muss, wenn die Erkenntnismöglichkeiten von Literatur zur Debatte stehen. In der heutigen Soziologie wird freilich mit überwältigender Mehrheit bezweifelt werden, dass dies ein für das Fach besonders wichtiges Thema ist. Die Arbeiten, die Helmut Kuzmics und ich dazu veröffentlicht haben, argumentieren hingegen, dass die Analyse von Literatur für die Soziologie von systematischer Bedeutung sein kann.

¹⁰ In neueren Darstellungen von Haupt- oder Schlüsselwerken der Soziologie taucht er mit seiner Schrift *Geschichte und Klassenbewusstsein* immerhin auf (vgl. Käsler/Vogt 2000 und Papcke/Oesterdiekhoff 2001).

Literatur als Soziologie

Das gleichnamige Werk von Kuzmics und Mozetič (2003a) erprobt einen spezifischen soziologischen Umgang mit Literatur. Das Resultat dieser Untersuchung kann ganz allgemein und thesenartig so zusammengefasst werden: „Die Erkenntnismöglichkeiten der Soziologie lassen sich durch die analytische Auswertung von Literatur (im Sinne von Belletristik oder „fiction“) erweitern und verbessern.“ (Kuzmics/Mozetič 2003b: 67) Dies erweist sich als möglich und durchführbar, wenn man ein strikt quantifizierend-empiristisches Verständnis von Soziologie als unzulänglich zurückweisen kann; zum einen spricht die Relevanz von Emotionen für die Analyse von Handlungen, Einstellungen und Interaktionsdynamiken für eine Bezugnahme auf literarische Darstellungen, zum anderen entwirft Literatur oft idealtypische Konstruktionen, die etwa die innere Logik von Lebensentwürfen und Entscheidungen deutlich herausstellen. Wie das für die Soziologie genutzt werden kann, ist in einiger Länge (Kuzmics/Mozetič 2003a) und ergänzend auch in knapperer Form (Kuzmics/Mozetič 2003b) entwickelt worden. Da der Schwerpunkt dabei auf dem Beitrag der Literatur zu makrosoziologischen Fragestellungen lag, will ich hier an einem weiteren Beispiel zeigen, welches Potential in ihr für die mikrosoziologische Analyse steckt.

Joseph Heller beschreibt in seinem Roman *Something Happened* (dt.: *Was geschah mit Slocum*) ein Familienessen, an dessen Anfang die gute Laune und die besten Absichten des Ich-Erzählers Slocum stehen, zu einem harmonischen Abend beizutragen. Für die Analyse benötigen wir einen Textausschnitt (Heller 1995: 105f.):

„Das Essen ist bald fertig, sagt meine Frau. Ich bin in umgänglicher Stimmung (wie oft wünsche ich mir nicht im Familienkreise, ich wäre anderswo), und ich nehme mir großmütig vor, heute abend (wenigstens) einmal alles zu tun, um die Meinen glücklich zu machen.

„Da seid ihr ja“, sage ich zu den hereinkommenden Kindern.

„’n Abend“, sagt meine Tochter.

„’n Abend“, sagt mein Sohn.

„Was ist los mit dir?“ frage ich meine Tochter.

„Nichts“, sagt sie.

„Du hast mich doch so komisch angesehen?“

„Nein.“

„Es sah mir aber ganz so aus.“

„Habe ich etwa nicht ,n Abend gesagt?“ sagt sie und dämpft dabei ihre Stimme heimtückisch auf die Lautstärke ahnungsloser Unschuld.

„Was soll ich denn noch tun?“

(Ach du Scheiße, denke ich pessimistisch mit sinkendem Mut, was hat sie denn jetzt bloß wieder?)

„Falls was nicht stimmt“, bohre ich geduldig nach (und merke dabei, wie ich wütend werde), „dann möchte ich wissen, was.“

Sie knirscht mit den Zähnen. „Nichts. Es ist nichts.“

„Essen ist fertig“, sagt meine Frau.

„Ich mag nicht“, sagt mein Junge.

„Was ist los mit ihr?“ frage ich meine Frau laut, als wir ins Esszimmer gehen.

„Keine Ahnung. Ich weiß von nichts, wie immer. So. Setzt euch. Und heute abend möchte ich keinen Streit bei Tisch. Es muß doch möglich sein, dass wir einmal beim Essen ohne Geschrei und Wutanfälle auskommen. Das ist doch nicht zu viel verlangt, oder?“

„Mir wäre das sehr recht“, sagt meine Tochter so, dass man heraushören muß, anderen wäre es vielleicht nicht recht (mir). (Ansehen tut sie mich dabei nicht.)

„Mir ist es allemal recht“, sage ich.“

Diese Gesprächs- und Interaktionssequenz ist ein geradezu idealtypisch zu nennendes Konstrukt, das u. a. Folgendes klar legt: Um zu verstehen, warum hier von Beginn an alles schief läuft, ist es völlig unzureichend, sich auf die Intentionen der beteiligten Personen zu konzentrieren. Der Ich-Erzähler will explizit einen netten Abend mit seiner Familie verbringen – er ist freudig gestimmt, weil eine berufliche Beförderung in Aussicht steht –, und nichts deutet darum hin, dass irgend jemand es bewusst darauf anlegt, Missstimmung zu erzeugen. Die Szene endet schließlich damit, dass Slocum sich ins Nebenzimmer begibt, weil ihm alle Wege abgeschnitten erscheinen, zu einer freundlich-wohlwollenden Normalität zu gelangen. Sein Kommentar zur Situation verrät zwar Schuldgefühl, aber gleichzeitig auch die Ausweglosigkeit:

Ich weiß, dass ich ihnen solche Sachen antue, ohne es zu wollen. Ich kann das meiner Frau oder den Kindern aber nicht eingestehen. Meine Frau würde mich nicht begreifen [...] Meine Frau und ich können nicht mehr miteinander über die gleichen Dinge sprechen, doch manchmal vergesse ich es und mache einen Versuch. Wir sind einander nicht mehr nahe genug für ein aufrichtiges Gespräch (für häufigen Geschlechtsverkehr allerdings). (Ebd.: 115)

Slocum unterschlägt also seinen Anteil an der Entwicklung des Abends keineswegs, er begreift sich vielmehr als Hauptakteur, der seiner Familie „solche Sachen“ antut. Damit zeigt er einerseits ein Reflexionsniveau, das es ihm verbie-

tet, die Schuld für ein Misslingen immer bei den anderen zu suchen, andererseits fällt er jedoch hinter die Einsicht zurück, die eine genaue Analyse des Ablaufs ergäbe: dass es sich dabei um eine spezifische Figuration¹¹ handelt, zu der alle Personen etwas beitragen. Mit der Zuschreibung, dass seine Tochter ihn „so komisch“ ansehe, setzt Slocum zwar den ersten Schritt zur Negativität, aber welcher „Tanz“ daraus wird, ist damit noch keineswegs festgelegt. Man kann sich sehr leicht eine Reaktion darauf vorstellen, die das Ganze entschärft, wie es für Slocum auch nach der Reaktion der Tochter noch immer möglich sein sollte, die Situation zu „retten“. Dass Slocums Frau explizit davon spricht, sie wolle „keinen Streit bei Tisch“, ist ebenfalls ein Mosaikstein in dieser Miniatur des Scheiterns. Es ist eine Verkettung von vielen Rede- und Verhaltensbeiträgen, es ist eine Gemeinschaftshandlung, durch die sich ein so deprimierendes Resultat einstellt. Ohne dass irgendjemandem eine böse Absicht unterstellt werden könnte, geht alles schief. Gleichzeitig macht Hellers Schilderung auch klar, dass die Handlungsfreiheit der Personen ganz offensichtlich eine weitgehend eingeschränkte ist – alle folgen einem „privaten“ Skript, das einen Beitrag zur Eskalation leistet, und hinter dieser situativen Unfähigkeit erkennt man eine gemeinsame Vorgeschichte, die durch kein aktuelles Handeln zu überwinden ist. Vielmehr trägt auch dieser Abend dazu bei, dass die gemeinsame Vorgeschichte bestätigt und verfestigt wird – was die Chancen, ihr beim nächsten Abendessen zu entkommen, weiter reduziert.

Die genaue mikrosoziologische Analyse solcher Kommunikationsverläufe, wie sie Heller schildert, ermöglicht u. a. ein besseres Verständnis für die innere Logik und Dynamik familialen Scheiterns. Literarische Darstellungen dieser Art sind besonders wertvoll, weil sie den Prozess der Verstrickung und Ausweglosigkeit in geradezu erschreckender Präzision erhellen können, und weil es beispielsweise für die empirische Sozialforschung im Hinblick auf ganz private Familieninteraktionen nicht sehr leicht ist, zu ausreichendem Datenmaterial zu kommen. Literatur kann kein Ersatz für fehlende Daten sein, sie kann aber die soziologische Sensibilität für Kommunikationsverläufe schärfen, und sie kann uns zu einem klareren Blick dafür verhelfen, welche empirischen Daten benötigt werden, um das, was sich – in unserem Beispiel – in Familien abspielt, tatsächlich zu begreifen.

¹¹ „Figuration“ ist ein zentraler Begriff in der Soziologie von Norbert Elias, auf die hier nur verwiesen werden kann.

Literatur

- Althaus, Horst, 1987. *Zwischen alter und neuer besitzender Klasse: Stendhal - Balzac - Flaubert - Zola*. Beiträge zur französischen Gesellschaftsgeschichte. Berlin: Reimer, (Schriften zur Kultursoziologie. 8.).
- Bailey, F. G., 1991. "Why Is Information Asymmetrical? Symbolic Behavior in Formal Organizations", in: *Rationality and Society* 3, 475-495.
- Banks, Anna/Stephen P. Banks, (eds.), 1998. *Fiction and Social Research*. By Ice or Fire. Walnut Creek, CA: Altamira Press.
- Baumann, Bedrich, 1967. "George H. Mead and Luigi Pirandello. Some Parallels between the Theoretical and Artistic Presentation of the Social Role Concept", in: *Social Research* 34, 563-607.
- Becker, Howard S., 1982. *Art Worlds*. Berkeley: University of California Press.
- Berger, Morroe, 1977. *Real and Imagined Worlds*. The Novel and Social Science. Cambridge, Ma./London: Harvard University Press.
- Berger, Peter L., 1983. „Das Problem der mannigfaltigen Wirklichkeiten: Alfred Schütz und Robert Musil“, in: Grathoff, Richard/ Waldenfels, Bernhard, (Hrsg.). *Sozialität und Intersubjektivität*. Phänomenologische Perspektiven der Sozialwissenschaften im Umkreis von Aron Gurwitsch und Alfred Schütz. München: Fink (Übergänge. 1.), 229-251.
- Berger, Peter L., 1988. „Robert Musil und die Errettung des Ich“, in: *Zeitschrift für Soziologie* 17, 132-142.
- Böhme, Hartmut, 1974. *Anomie und Entfremdung*. Literatursoziologische Untersuchungen zu den Essays Robert Musils und seinem Roman *Der Mann ohne Eigenschaften*. Kronberg: Scriptor (Skripten Literaturwissenschaft. 9.).
- Bourdieu, Pierre, 1987a. *Die feinen Unterschiede*. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M.: Suhrkamp (stw. 658.).
- Ders., 1987b. „Flaubert. Einführung in die Sozioanalyse“, in: *Sprache im technischen Zeitalter* 25, 173-189, 240-255.
- Ders., 1997. „Das literarische Feld“, in: Pinto, Louis/Schultheis, Franz, (Hg.). *Streifzüge durch das literarische Feld*. Texte von Pierre Bourdieu, Christoph Charle, Mouloud Mammeri, Jean-Michel Péru, Michael Pollak, Anne-Marie Thiesse. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz (Edition discours. 4.), 33-147.
- Ders., 1999. *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Coser, Lewis A., (ed.), 1972. *Sociology Through Literature*. Englewood Cliffs, N. J.: Prentice Hall (2. Aufl., 1. Aufl. 1963).
- Deegan, Dorothy Yost, 1981. *The Stereotype of the Single Woman in American Novels*. A Social Study with Implications for the Education of Women. New York: Octagon Books (Erstveröffentlichung 1951).

- Dörner, Andreas/Ludgera Vogt, 1994. *Literatursoziologie. Literatur, Gesellschaft, Politische Kultur*. Opladen: Westdeutscher Verlag (WV studium. 170.).
- Escarpit, Robert, 1961. *Das Buch und der Leser*. Entwurf einer Literatursoziologie. Köln/Opladen: Westdeutscher Verlag (Schriften zur Kunstsoziologie und Massenkommunikation. 2.) (Aus dem Französis.).
- Fügen, Hans Norbert, (Hrsg.), 1971. *Wege der Literatursoziologie*. Neuwied/Berlin: Luchterhand (Soziologische Texte. 46.) (2. Aufl.).
- Gallois, William, 2000. *Zola: The History of Capitalism*. Oxford u. a.: Lang (French Studies of the Eighteenth and Nineteenth Centuries. 9.).
- Griswold, Wendy, 1981. "American Character and the American Novel: An Expansion of Reflection Theory in the Sociology of Literature", in: *American Journal of Sociology* 86, 4, 740-765.
- Dies., 1993. "Recent Moves in the Sociology of Literature", in: *Annual Review of Sociology* 19, 455-467.
- Harrington, Austin, 2002. "Robert Musil and Classical Sociology", in: *Journal of Classical Sociology* 2, 1, 59-76.
- Heller, Joseph, 1995. *Was geschah mit Slocum?* Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag (Bd. 12573.).
- Jurt, Joseph, 1995. *Das literarische Feld*. Das Konzept Pierre Bourdieus in Theorie und Praxis. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Käsler, Dirk/Ludgera Vogt (Hg.), 2000. *Hauptwerke der Soziologie*. Stuttgart: Kröner.
- Kuzmics, Helmut, 1994. "Power and Work: The Development of Work as a Civilizing Process in Examples of Fictional Literature", in: *Sociological Perspectives* 37 (1), 119-154.
- Ders., 2001a. "On the Relationship between Literature and Sociology in the Work of Norbert Elias", in: Salumets, Thomas, (ed.). *Norbert Elias and Human Interdependencies*. Montreal & Kingston u. a.: McGill-Queen's University Press, 116-136.
- Ders., 2001b. "Aristocracy and Bourgeoisie in Late Nineteenth-Century Prussia and England: Comparing Processes of Individualisation in Fontane and Trollope", in: Howe, Patricia/Chambers, Helen, (eds.). *Theodor Fontane and the European Context. Literature, Culture and Society in Prussia and Europe*. Amsterdam/Atlanta, GA: Rodopi, 153-166.
- Ders./Mozetič, Gerald, 2003a. *Literatur als Soziologie*. Zum Verhältnis von literarischer und gesellschaftlicher Wirklichkeit. Konstanz: UVK.
- Dies., 2003b. „Vom Nutzen der Literatur für die Soziologie“, in: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 28, 2, 67-87.
- Laslett, Peter, 1976. "The Wrong Way through the Telescope: A Note on Literary Evidence in Sociology and in Historical Sociology", in: *British Journal of Sociology* 27, 319-342.

- Lukács, Georg, 1963. *Die Eigenart des Ästhetischen*. (Ästhetik Teil I in 2 Halbbänden). Neuwied/Berlin: Luchterhand (= Ders.: Werke. 11, 12).
- Mozetič, Gerald, 1991. „Der Mann ohne Eigenschaften' und die Zwänge der Moderne. Ein soziologischer Beitrag aus zivilisationstheoretischer Perspektive“, in: Kuzmics, Helmut/Mörth, Ingo, (Hrsg.). *Der unendliche Prozeß der Zivilisation*. Zur Kultursoziologie der Moderne nach Norbert Elias. Frankfurt//New York: Campus, 153-171.
- Nisbet, Robert, 1976. *Sociology as an Art Form*. London/Oxford/New York: Oxford University Press.
- Papcke, Sven/Georg W. Oesterdiekhoff, (Hg.), 2001. *Schlüsselwerke der Soziologie*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Schmidt-Dengler, Wendelin, (Hg.), 1998. *Fiction in Science – Science in Fiction*. Zum Gespräch zwischen Literatur und Wissenschaft. Wien: Holder-Pichler-Tempsky (Wissenschaftliche Weltauffassung und Kunst. 3.).
- Schwanitz, Dietrich, 1990. *Systemtheorie und Literatur*. Ein neues Paradigma. Opladen: Westdeutscher Verlag (WV studium. 157.).
- Silbermann, Alphons, 1981. *Einführung in die Literatursoziologie*. München: Oldenbourg.
- Templeton, Alice/Stephen B. Groce, 1990. “Sociology and Literature: Theoretical Considerations“, in: *Sociological Inquiry* 60, 34-46.
- Vogt, Ludgera, 1994. „Ehre in traditionellen und modernen Gesellschaften. Eine soziologische Analyse des "Imaginären" am Beispiel zweier literarischer Texte“, in: Vogt, Ludgera/Zingerle, Arnold, (Hrsg.). *Ehre*. Archaische Momente in der Moderne. Frankfurt/M.: Suhrkamp (stw. 1121.), 291-314.
- Zima, Peter V., 1980. *Textsoziologie*. Eine kritische Einführung. Stuttgart: Metzler (Sammlung Metzler. M 190: Abt. B, Methodenlehre).
- Ders., 1982. „Literatursoziologie/Textsoziologie“, in: Dietrich, Harth/Gebhardt, Peter, (Hg.). *Erkenntnis der Literatur*. Theorien, Konzepte, Methoden der Literaturwissenschaft. Stuttgart: Metzler, 161-194.

Migration und Oralität am rumänischen Beispiel. Ein Beitrag zur Soziologie der Kommunikation

Heinrich STIEHLER, Wien

Walter Benjamin hat in einer Arbeit des Exils – *Der Erzähler. Betrachtungen zum Werk Nikolai Lesskows* (1936) – zwei Grundtypen ausgemacht, die den mündlichen Erzähler konstituieren: den Handel treibenden Seemann und den sesshaften Ackerbauern (vgl. Benjamin 1977: 440). Cum grano salis lassen sich die beiden Typen auf die rumänischen vorliteralen Verhältnisse übertragen: im wandernden Hirten und den sein Feld bestellenden Landmann. Die Agrarstruktur des Raumes, den wir heute Rumänien nennen, und dessen bewegte Geschichte ließen erst sehr spät eine Hochkultur mit einer schriftsprachlichen Literatur zu. In sie gingen und gehen die Gattungen der oralen Volksdichtung in einem Maße ein, das einzig für die europäische Romania ist.

Kurz zu den historischen Phasen, innerhalb derer sich die rumänische Oralität entfaltet. Am Anfang steht die Romanisierung der thrakisch-getodakischen Urbevölkerung zu Ende des ersten und mit den Eroberungszügen Trajans ab dem frühen zweiten nachchristlichen Jahrhundert, eine Romanisierung, die sich in einhundertsechzig Jahren vollzog – so lange gehörte Dakien zum Römischen Imperium. Christianisierung und Slawisierung folgten. Die Christianisierung ließ den Kontakt zur westlich-lateinischen Welt nicht abbrechen und vereinnahmte Elemente des heidnischen Volksglaubens, die Slawisierung bewirkte durch wechselseitige Assimilation (Slawisierung der Dako-Romanen und Romanisierung der Slawen) und orale Zirkulation die Öffnung nach Osten. Das relativiert die lateinisch-römische Ethnogenese der rumänischen Institution Kultur.

Zu Beginn des elften Jahrhunderts gelangen mit dem Untergang des Ersten Bulgarenreiches und dem Morgenländischen Schisma (1054) auch die Donaugebiete unter byzantinische Machtausübung, gefolgt von osmanisch-griechischen Schüben, die im achtzehnten Jahrhundert während der Phanariotenherrschaft ihren Zenit erreichen. Nicht vergessen werden darf darüber Siebenbürgen, wo die ungarisch-szeklerische Dominanz der rumänischen Kultur keine Chance ließ und ihren Trägern den Bissen vom Mund stahl; bedingt gilt das auch für die sächsisch-deutsche:

In Transsilvanien, das über Jahrhunderte ein weitgehend autonomes Woiwodat war, siedelten im 12. und 13. Jahrhundert deutsche Kolonisten. Obgleich aus der Rheingegend kommend, wurden sie „Sachsen“ genannt.

Sie waren vom ungarischen König gerufen worden, um das Land wirtschaftlich zu beleben. Durch zahlreiche Privilegien gehörten sie bald zur wohlhabenden Mittelschicht, während die rumänische Bevölkerung den armen Teil des Landvolkes darstellte. Eine weitere Welle deutscher Besiedelung folgte zu Beginn des 18. Jahrhunderts durch Schwaben im Banat. (Behring 1994: 35, Anm. 3)

Migrationsbewegungen betreffen im vorliegenden Fall also nicht nur die dominierte Bevölkerung, sondern – etwa durch Handel – auch dominante Teile, was zu einem Wohlstandsgefälle und zu einer Zweiteilung der kulturellen Produktion in Mündlichkeit und Schriftlichkeit, z. B. beim Austausch von Märchen, führt.

Das rumänische *Märchen* (basm), das mit fast 500 Typen zu den reichsten Manifestationen mündlicher Erzähltradition in Europa zählt und noch in die Kunstprosa eines Ion Creangă (1839-1889) eingeht, wurde im Gefolge der Brüder Grimm erstmals von den Deutschen Arthur und Albert Schott ohne Eingriffe aufgezeichnet. Im Vorwort des letztgenannten finden auch die sozialpsychologischen Barrieren Erwähnung, die der Sammlung entgegenstanden:

Mon frère Arthur, lors d'un séjour de six ans dans le Banat oriental, a eu, grâce à sa profession d'agronome, de multiples occasions de vaincre la profonde méfiance nourrie par la branche opprimée des Valaques de cet endroit contre les membres des nations dominantes, les Slaves, les Magyars et les Allemands. (Schott 1982: 31)¹

Felix Karlinger hat diese Märchen analysiert (Karlinger 1969), die sich in der Eingangs- und Schlussformel (*Es war einmal.../Und wenn sie nicht gestorben sind...*) zwar mit den unsrigen treffen, nicht aber immer im Schwarz-Weiß-Profil der Typen. Der Drache (zmeu) kann auch hilfsbereit sein, der Teufel (drac) wohl in heidnischer Tradition burlesk, und gute Riesen wie böse Geister, deren Namen symbolträchtig einer übernatürlichen Natur entnommen sind – *Sfarmă-piatră*, *Strîmbă-lemne* oder *Muma pădurii* (vgl. Behring 1994: 28) – suchen in das Leben eines *Făt-Frumos*, *Voinic de codru* oder *Viteaz de apă* einzugreifen.

Es würde zu weit führen, jedes Genre der Oralkultur einzeln zu beschreiben: die *Sagen*, die sich um Persönlichkeiten der nationalen Geschichte wie Vlad Țepeș, den „Pfähler“ der Türken², und Ștefan cel Mare, Konsolidierer der

¹ *Walachische märchen*. Herausgegeben von Arthur und Albert Schott. Mit einer einleitung über das Volk der Walachen und einem anhang zur erklärang der märchen. Stuttgart und Tübingen: J. G. Cotta'scher Verlag, 1845 war mir nur in einer neueren französischen Übersetzung zugänglich.

² und als solcher zweifelhaftes Urbild des Dracula-Mythos.

Moldau, ranken; die *Legenden* um die zahlreichen orthodoxen Heiligen, und die *Schwänke*, etwa um Păcală, dem rumänischen Pendant zum türkischen Nasreddin und zum niederdeutschen Till Eulenspiegel, listig und wortwitzig. Da gibt es schließlich die Fülle der *Doinen* und *Kolinden*³, erstere weltlich, letztere meist kultisch, erstere im repetitiven Natureingang die Sehnsucht (dor) nach Geliebtem und Verlorenem ausdrückend, letztere zum Jahreswechsel – unter Zuhilfenahme der *sorcovă*, einer Haselnussgerte – die Zukunft beschwörend und dabei heidnische und christliche Motive kontaminierend.

Ein besonderer Blick muss der *Ballade* (*Cîntec bătrînesc*) gelten, die wie *Doine* und *Kolind* gesungen wurde (vgl. mittellat. *ballare*: tanzen), jedoch nicht mit der okzidentalen Ballade identisch ist. In über dreihundert epischen Typen vertreten ist sie „Erzählung“ ohne den notwendigen tragischen Ausgang. Annähernd tausend Varianten hat allein die *Miorița*⁴, verbreitet über das gesamte rumänische Sprachgebiet und mehrfach literarisch adaptiert (u.a. Eminescu, Sadoveanu, Țepeneag). Die ethnopsychologische Auslegung, die sie im zwanzigsten Jahrhundert erst durch Lucian Blaga, dann durch Mircea Eliade erfuhr, hielt sich zäh auch im sozialistischen System. So schreibt Zoe Dumitrescu-Bușulenga 1972 platonisierend:

Auf weltliterarischer Ebene bezeugt die Ballade *Miorița* [...] geistig, episch und ästhetisch das Wesen des rumänischen Volkes mit der gleichen Stärke und der gleichen Wahrhaftigkeit der Aussage, mit der die großen antiken Epen innerhalb der Entwicklung der Menschheitskultur das Wesen der Inder oder der Griechen bezeugen. (Miorița 1972: 14)

Bei Blaga (*Spațiul mioritic*, 1936) steht *Miorița* für einen bestimmten (harmologisch gewellten) Raum, der von einer ethnostilistischen „Matrix“ zeugt: dem nur dem Rumänen eigene Fatalismus angesichts der Tatsache, dass es im Leben einmal auf- und einmal abwärts gehe. Sehr viel später fügt Eliade (*Mioară năzdrăvană*, entstanden zwischen 1961 und 1969⁵) dem die Lesart der Auflehnung gegen das Schicksal hinzu, wenn der „Moldauspross“ (A. Margul-Sperber) seine Ermordung pantheistisch als Hochzeit inszeniert sehen will. Doch zurück zu Form und Inhalt der Ballade selbst.

³ Die Etymologie der Bezeichnung *doină* ist bis heute umstritten; *colind* geht zurück auf lat. *Calendae*, den ersten Tag des Monats.

⁴ Doppelter Diminutiv von *mioară* (aus *mia*): ein- bis zweijähriges Schaf. Der rumäniendeutsche Dichter Alfred Margul-Sperber (1898-1967) übersetzt mit „Lämmchen“, um das im Deutschen pejorative „Schaf“ zu vermeiden; Carmen Sylva, also die rumänische Königin Elisabeth, mit „Schäfchen“.

⁵ Vgl. Eliade, Mircea 1980. *De la Zalmoxis la Genghis-Han*. Studii comparative despre religiile și folclorul Daciei și Europei Orientale. Bukarest: Editura științifică și enciclopedică.

Die *Miorița* ist wie alle „Cîntece bătrînești“ ein Sprechgesang in Kurzzeilen mit Reimassonanzen, typisch für das vokalreiche Rumänisch. Charakteristisch sind Refrains, Schlüsselwörter und die ungewöhnliche Voranstellung von Adjektiven in attributiver Funktion, um eine Eigenschaft oder einen Zustand als wichtig zu markieren. Diese Elemente sind auch in der ersten verschrifteten Version der Ballade gewahrt, der Variante Vasile Alecsandri (1818-1890), die zugleich – wie oft bei Alecsandri, der hier Herder folgt – eine Bearbeitung darstellt. Alecsandri hatte „seine“ *Miorița* 1850 in *Bucovina. Tschernowitzzer Zeitung für Politik, Religion und Literatur* veröffentlicht, bevor er sie in die umfangreiche Sammlung *Poezii populare. Balade (Cîntici bătrînești)* (2 Teile, 1852 und 1853) aufnahm, das erste große Textdenkmal oraler Literatur.

Die Handlung ist schnell erzählt: Zwei Hirten, einer aus Ungarn und einer aus der Vrancea, schmieden gegen einen dritten, reicheren – aber eben als Moldauer auch ethnisch „reineren“ – ein Mordkomplott. Das „Lämmchen“ warnt ihn – dass Tiere sprechen, ist eine Konstante oraler Literaturen –, doch der Schäfer nimmt den Tod an. Er legt die Begräbniszeremonie fest und bittet *Miorița*, weder der Herde („Iar tu de omor/Să nu le spui lor“ – „Aber vom Mord/Sag du kein Wort“) noch der Mutter auf der Suche nach ihm zu sagen, *wie* er gestorben sei. Nur von einer Vermählung soll die Rede sein, mit einer Himmelsbraut und dem Kosmos als Trauzeugen:

Soarele și luna
 Mi-au ținut cununa.
 Brazi și pâlținași
 I-am avut nuntași,
 Preoți, munții mari,
 Paseri, lăutari,
 Păsărele mi,
 Și stele făclii!

(Übs. *Alfred Margul-Sperber*: Sonne und Mondenglanz/Hielten den Hochzeitskranz,/Espe war, Tanne war/Unter der Gästeschar;/Berge die Priester war'n/Spielteut die Vogelschar'n/ – Mochten wohl tausend sein – /Sterne: der Fackelschein.) (Original und Übs. nach *Miorița* 1972: unpag.)

Der Moldauer ersucht *Miorița*, der Mutter die Zeremonie, nicht aber die Eheschließung (also den Tod?) zu verschweigen. Warum das eine und nicht das andere?

Tu, mioara mea,
 Să te –nduri de ea,

Și-i spune curat
Că m-am însurat
Cu o fată de crai,
Pe o gură de rai.
Iar la cea măicuță
Să nu-i spui, drăguță,
Că la nunta mea
A căzut o stea,
C-am avut nuntași
Brazi și pâltinași,
Preoți, munții mari,
Paseri, lăutari,
Păsărele mii,
Și stele făclii...

(Übs. Alfred Margul-Sperber: Lämmchen, dem Mütterlein/Sollst du ein Tröster sein,/Sag ihm getreu:/Dass ich vermählet sei/Mit einer stolzen Frau/In einer Himmelsau./Aber dem Mütterlein/Sag nicht, o Lämmchen mein,/Als es die Hochzeit gab,/Fiel hell ein Stern herab;/Espe war, Tanne war/Unter der Gästeschar;/Berge die Priester war'n,/Spielleut die Vogelschar'n/ – Mochten wohl tausend sein – /Sterne: der Fackelschein...)

Die *Miorița* kann man heute auch als Drama der Migration bei sich verschärfendem Verteilungskampf interpretieren. Wirklich als Drama? *Vom vollzogenen Mord erfahren wir nichts*. Doch wichtiger ist gerade vor dem Hintergrund des ethnopsychologischen Zugangs anderes. Das Thema ist grenzüberschreitend, auch Sprachgrenzen überschreitend. Eva Behring betont richtig,

[...] dass bestimmte Motive der Ballade auch in anderen volkstümlichen Balkanliteraturen vorkommen wie z. B. das Schaf mit seiner seherischen Fähigkeit, den Tod vorauszusagen, oder das Verschmelzen von Bestattungs- und Hochzeitszeremonie, das sich in der Volksliteratur und im Brauchtum fast sämtlicher europäischer Länder nachweisen lässt. (Behring 1994: 24)

Dahinter steht die Vorstellung, dass ein früher Tod, ein unvollendetes Leben, den Angehörigen Unglück bringt. Sie reicht bis in die Antike zurück. Über die „*mors immatura*“ hat Ewald Griessmayr geschrieben (vgl. Griessmayr 1966) und festgestellt, dass im Hellenismus Frühverstorbene symbolisch-rituell vermählt wurden. Das war die sog. „Totenhochzeit“, notwendig, um den natürlichen

Lauf der Dinge, die Ordnung in der Welt, wiederherzustellen. Der rumänische Volksglaube kennt bis heute die Gefahr, dass jung Verstorbene als Untote zu den Lebenden zurückkehren, wenn sie nicht verheiratet werden. Um das Böse zu bannen, legt man ihnen vergegenständlicht Braut oder Bräutigam bei, sie etwa als Tanne, ihn als Wurfspieß, und feiert das in Saus und Braus. Weiter zurück in der Kulturgeschichte wurden Lebende den Toten beigegeben.

Fast so bekannt wie die *Miorița* ist die Ballade vom *Meșterul Manole* oder dem *Mănăstirea Argeșului*, wo die schwangere Ehefrau des Baumeisters Manole lebendig in die entstehende Klosterkirche von Curtea de Argeș eingemauert wird, um dem Werk Bestand zu geben. Auch das Bauopfermotiv gehört zum Fundus der europäischen Volksliteraturen.⁶ Mircea Eliade hatte im Bukarester Universitätsjahr 1936/37 der Interpretation dieses *Cîntec bătrînesc* ein Seminar unter dem Titel *Moartea creatoare* gewidmet und nach dem Tod der rumänischen Faschisten Moța und Marin im Spanischen Bürgerkrieg seine Studenten aufgefordert, den „kreativen Tod“ auf Seiten Francos zu suchen.⁷ So hässlich die Anekdote ist, kann sie doch etwas über ein aus der Ballade gezogenes Praxisverständnis aussagen, das laut Benjamin im Interesse des Erzählenden liegt (vgl. Benjamin 1977: 441). Gefragt werden soll demzufolge jetzt nach der sozialen Funktion des *Cîntec bătrînesc*.

Gemeinsam mit Ian Watt hat Jack Goody in seinen Untersuchungen zur *Literalität in traditionellen Gesellschaften* die Implikationen der Oralität für die Mitglieder einer Gruppe benannt. Sie beziehen sich sowohl auf das *Was* als auch auf das *Wie* der Vermittlung.

Wenn eine Generation ihr kulturelles Erbe an die nächste weitergibt, lassen sich drei Elemente unterscheiden. Erstens gibt die Gesellschaft ihren materiellen Fundus einschließlich der ihren Mitgliedern zugänglichen natürlichen Ressourcen weiter. Zweitens überliefert sie allgemeine Handlungsmuster. Diese allgemeinen Verhaltensweisen werden nur teilweise durch sprachliche Mittel kommuniziert; Wie man die Nahrung zubereitet, Getreide anbaut oder mit Kinder umgeht, kann durch unmittelbare Nachahmung überliefert werden. Die bedeutsamsten Elemente der menschlichen Kultur sind jedoch zweifellos sprachlich vermittelt und stehen im spezifischen Umkreis der Bedeutungen und Einstellungen, die die Mitglieder einer Gesellschaft mit ihren sprachlichen Symbolen verbinden. [...] Die Übermittlung der sprachlichen Elemente der Kultur durch mündliche Mittel kann man sich als eine lange Kette miteinander verflochtener Unterhaltungen zwischen den Mitgliedern der Gruppe veranschaulichen. Über alle Überzeugungen und Werte und alle Formen des Wissens kom-

⁶ Bis hin zur Kunstprosa Theodor Storms: *Der Schimmelreiter*, 1888.

⁷ Einzelheiten dazu bei Laignel-Lavastine 2002: 202-205.

munizieren die Individuen in unmittelbarem Kontakt von Angesicht zu Angesicht. (Goody/Watt 1981: 47)

Immer noch auf das *Was* bezogen sprechen Goody und Watt von der homöostatischen Organisation der kulturellen Überlieferung in nichtliteralen Gesellschaften. Homöostatik meint einen Gleichgewichtszustand zwischen den kommunikativen Inhalten und der außersprachlichen Referenz. „Elemente, die ihre aktuelle Bedeutung verloren haben, werden in der Regel durch den Prozess des Vergessens ausgeschieden. [...] Was von sozialer Bedeutung bleibt, wird im Gedächtnis gespeichert“ (Goody/Watt 1981: 50) als Ergebnis der Steuerung durch mnemische oder Mnemotechniken: etwa formalisierte Sprechmuster, Mimik, Gestik, Intonation, der Einsatz von Schlaginstrumenten. Sie machen das *Wie* der Kommunikation aus, das, was Goody und Watt *direkte semantische Ratifizierung* nennen:

Zunächst bedingt sie eine Direktheit der Beziehung zwischen Symbol und Referent. Es kann keinen Verweis auf „Wörterbuchdefinitionen“ geben, und Wörter können auch nicht – wie in einer literalen Kultur – die aufeinanderliegenden Schichten historisch einmal gültiger Bedeutungen erwerben. Die Bedeutung eines Wortes bestimmt sich vielmehr in einer Folge konkreter Situationen, mit denen stimmliche Veränderungen und körperliche Gesten einhergehen, die alle darauf zielen, seine spezifische Bedeutung und seine Nebenbedeutungen festzulegen. [...] Man kann diesen Prozess illustrieren, wenn man untersucht, wie der Umfang des Vokabulars in einer nichtliteralen Gesellschaft diesen Modus semantischer Ratifizierung widerspiegelt. Es ist oft bemerkt worden, dass das Vokabular einer solchen Gesellschaft die besonderen Interessen der in ihr lebenden Menschen reflektiert. (Goody/Watt 1981: 48)

Dass das Interessen der Gruppe, nicht des Individuums sind, und dass der einzelne in diese gründlicher einsozialisiert wird als in der Schriftkultur, kann die Ballade *Kira* (auch *Chera*, *Chiera*) verdeutlichen, die aus der Donauregion (Galați, Brăila, Lacu Sărat) stammt. Als *Cîntec bătrînesc* von Alecsandri erstmals aufgezeichnet (und massiv verändert) ist sie Bestandteil des sog. „antiottomanischen Zyklus“ (ciclul cotropitorilor) um die Zeit des Friedensschlusses von Adrianopel (1829), dem heutigen Edirne. Sie hat also ihren konkreten historischen Ort. Nur kurz zum Inhalt: *Kira*, ein rumänisches Schankmädchen, wird von einem reichen, fleißig Wein trinkenden (!) türkischen oder arabischen Reeder entführt, von den Brüdern befreit und in der Mehrzahl der Varianten schnellstens einem rumänischen Landsmann zur Frau gegeben. (Nur Alecsandri lässt sie lebendigen Leibes verbrennen.) An der von G. Dem. Teodorescu 1883 transkribierten Version

lassen sich die Einschätzungen von Goody und Watt überprüfen. Formalisierte Sprechmuster manifestieren sich auf zwei Ebenen: der der Erzählerfragen, vielleicht einmal spontane Einwüfe des Publikums, und der des Refrains, der mit der subjektiven Anteilnahme des Vortragenden, wie sie gängige Balladendefinitionen suggerieren, wenig zu tun hat. Die Fragen kündigen die Peripetien an und weisen – eben als Fragen – eine steigende Intonationskurve auf:

Dar ce mi se-ncarcă?
 [...]
 Și cine le-ncarcă?
 [...]
 Vin de unde bea?
 [...]
 Arap ce-mi făcea?
 [...]
 Mă-sii ce-i zicea/Și cum o ruga?
 [...]
 Ce le răspundea,/Sărmana de ea?
 [...]
 Kira ce-mi făcea? (Amzulescu ed. Bd. 2, 1964: 127-136)

(Übs. Verf.: Aber was wird mir (auf Schiffe) verladen? – Und wer verlädt? – Von wo trank er Wein? – Was machte mir der Araber? – Was sagte er der Mutter/und wie (dringend) bat er sie? – Was antwortete/die arme ihnen (den Brüdern)? – Was machte mir Kira?)

Solche Fragen dienen der direkten semantischen Ratifizierung sozialer Werturteile, die die Refrains fällen. Als Antworten bestätigen sie „die Tendenz der mündlichen Rede, eher zu einem Ausdruck der Vorstellungen und Einstellungen der Gruppe zu werden als zu einem des individuellen Sprechers.“ (Goody/Watt 1981: 50, Anm. 3)⁸ Die Refrains zeugen von einem *ethnozentrischen Weltbild*, das dichotomisch eine In-Group (die Junfrau *Floare din grădina Kira* und ihre legitimen Rächer) von der Out-Group (dem schwarzen, trunksüchtigen und lüsternen Moslem) abgrenzt und die entsprechenden Bilder der Donaufauna entnimmt:

⁸ Nur kurz sei in diesem Zusammenhang auf den Gebrauch des dativischen Personalpronomens (*i*)*mi-mir* durch den Vortragenden hingewiesen. Obwohl die Ballade vom Präsens ins Imperfekt wechselt, gibt er sich als Augenzeuge aus und bestätigt der Gruppe die Gültigkeit des Vergangenen für die Gegenwart.

Un arap buzat,
Negru și ciudat,
Cu solzi după cap,
Parcă sînt de crap,
Cu solzi mai pe burtă,
Parcă sînt de știucă,
Și cînd îmi strănută,
Cîinii că-ntărită.

(Übs. Verf.: Ein Araber mit dicken Lippen,/Schwarz und sonderbar (anzuschauen),/Mit Schuppen am Kopf,/Als wären sie vom Karpfen,/Mit Schuppen auch am Bauch,/Als wären sie vom Hecht,/Und wenn er mir niest,/Erschrecken sich die Hunde.)

Am positiven Gegenpol stehen die

Trei frații
Kirii,
Hoții
Brăilii,
Șerpii
Dunării,
Apa cunoștea,
[...].

(Übs. Verf.: Die drei Brüder Kiras,/Die Schlingel/Von Brăila,/Die Schlangen/Der Donau,/Sie kannten das Wasser,/.../)

Ethnozentrik meint, dass ausschließlich die eigenen Kulturzustände als „richtig“ und „natürlich“ angesehen werden, nicht die der anderen. Deshalb wird der Araber, schwarz wie sein Inneres, in Stücke gehauen und den Hunden zum Fraß vorgeworfen, die ihn verweigern. („*Palose scotea,/Bucăți îl făcea,/La cîini îl dedea;/Dar cîini nu-l mîncă,/De negru ce-erea,/.../*“ – Sie zogen den Krummsäbel,/Sie machten Stücke aus ihm/Und warfen ihn den Hunden vor;/Aber die Hunde fraßen ihn nicht,/So schwarz wie er war/.../); deshalb wird Kira einem *Nenișor* zur Frau gegeben, der ganz dem rumänischen Männlichkeitsideal entspricht („*Un vornicel nalt,/Nalt și sprîncenat,/.../*“ – Ein hochgewachsenes kräftiges Bürschlein,/Hochgewachsen und mit buschigen Augenbrauen,/.../). Die Funktion der Ballade für die Gruppe offenbart sich in der Schlüsselfrage, die einer der Brüder der heimgeholten Schwester stellt:

Cum de mi-ai plecat
Cu arapul buzat?
Kiră, sora mea,
E cu voia ta
Ori e cu sila?

(Übs. Verf.: Wie bist du von mir gegangen/Mit dem dicklippigen Araber?/Kira, meine Schwester,/War das aus freiem Willen/Oder unter Zwang?)

Alle oralen Varianten verzeichnen das als Problem. Offensichtlich lehrt die Erfahrung, dass so manche junge Rumänin mit einem begüterten Orientalen auf und davon ist.⁹ Das Interesse, das der Vortragende als Repräsentant der Ethnie verfolgt, ist die Unterwerfung des einzelnen, hier: der einzelnen, unter die soziale Kontrolle des Kollektivs. Und der Rat, der gegeben wird, ist eindeutig: Bleibe zuhause und nähre dich redlich!

„In jedem Falle“, schreibt Walter Benjamin durchaus zustimmend im eingangs erwähnten Aufsatz, „ist der Erzähler ein Mann, der dem Hörer Rat weiß.“ (Benjamin 1977: 442) Erst die Schriftkultur wird mit der Materialität der Texte und der Vergleichbarkeit der Inhalte dem Individuum die Möglichkeit eröffnen, einen Rat anzunehmen oder abzulehnen und damit den ethnozentrischen Horizont zu überschreiten.

Literaturhinweise

- Amzulescu, Al. I., (ed.), 1964. *Balade populare românești*. 2 Bde. Bukarest: Editura pentru Literatură.
- Behring, Eva, 1994. *Rumänische Literaturgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Benjamin, Walter, 1977. „Der Erzähler. Betrachtungen zum Werk Nikolai Lesskows“, in: Ders., *Gesammelte Schriften*. II.2. Unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem, herausgegeben von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 438-465.

⁹ So in der französischen Prosaadaptation der Ballade durch Istrati, Panaït 1923. *Kyra Kyralina*. Préface de Romain Rolland. Paris: Rieder.

- Goody, Jack/Watt, Ion, 1981. „Konsequenzen der Literalität“, in: Goody, Jack, (Hg.). *Literalität in traditionellen Gesellschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 45-104.
- Griessmayr, Ewald, 1966. *Das Motiv der mors immatura in den griechischen metrischen Grabschriften*. Innsbruck: Universitätsverlag.
- Karlinger, Felix, 1969. *Einführung in die romanische Volksliteratur*. 1. Teil: *Die romanische Volksprosa*. München: Max Hueber Verlag.
- Laignel-Lavastine, Alexandra, 2002. *Cioran, Eliade, Ionesco: L'oubli du fascisme*. Trois intellectuels roumains dans la tourmente du siècle. Paris: Presses Universitaires de France.
- Miorița. Caiet, 1972. Bukarest: Editura Albatros.
- Schott, Arthur et Albert, 1982. *Contes Roumains*. Traduits de l'allemand par Denise Modigliani, précédés de “La Patience du Désir” (programme d'une autre analyse des contes) de Patrick Tort. Paris: Editions G.-P. Maisonneuve et Larose.

**„Clandestinas“ - Illegale Migration aus der Karibik im
spanischen Film der Gegenwart:
Princesas (2005) und *Agua con sal* (2005)**

Verena BERGER, Wien

„Dicen que las princesas no tienen equilibrio,
son tan sensibles que notan la rotación de la tierra.

Dicen que son tan sensibles
que enferman cuando están lejos de su reino,
que hasta se pueden morir de tristeza.”

Princesas (2005), Fernando León de Aranoa

**Spanien auf dem Weg vom Land der Emigration zum Land der
Immigration**

Laut einer Studie der UNO leben derzeit etwa 191 Mio. Personen außerhalb ihres Herkunftslandes. Im Jahr 1965 betrug die Zahl der MigrantInnen weltweit 75 Mio. Personen. Die zunehmenden Migrationsströme in einer immer stärker globalisierten Welt konzentrieren sich im Wesentlichen auf 28 Länder, die etwa drei Viertel aller MigrantInnen aufnehmen, wobei der Fokus auf Europa, Asien und den USA liegt.¹ Auch die europäischen Mittelmeerländer, allem voran Spanien, Italien, Griechenland und Portugal, können sich den weltweiten Wanderbewegungen nicht entziehen. In nur wenigen Jahren entwickelte sich Spanien von einem Land der Emigration zum Zielland von MigrantInnen, die vor allem aus Lateinamerika, dem Maghreb, Subsahara-Afrika und Osteuropa stammen.²

Seit der Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus im 15. Jahrhundert war Spanien ein Land der Auswanderer. Nach der Unabhängigkeit der spanischen Kolonien wandelte sich vor allem Lateinamerika ab Mitte des 19. Jahrhun-

¹ Vgl. dazu „Migración internacional y desarrollo“, in: Informe del Secretario General, 2006. Sexagésimo período de sesiones, Tema 54c) del programa. *Globalización e independencia: migración internacional y desarrollo*. Asamblea General, Naciones Unidas, A/60/871, 18. Mai 2006, URL: http://www.un.org/esa/population/hldmigration/Text/Report%20of%20the%20SG%20%28June%2006%29_Spanish.pdf (23.08.2006).

² Vgl. dazu „Regional and Country Figures“, in: *International Organization of Migration*. URL: <http://www.iom.int/jahia/page255.html>, (23.08.2006).

derts zum beliebtesten Ziel spanischer EmigrantInnen. Im Zeitraum von 1850 bis 1950 wanderten 3,5 Mio. SpanierInnen, vorrangig aus Galicien, Asturien, dem Baskenland und den Kanarischen Inseln, nach Lateinamerika, aber auch nach Nordafrika aus. Mehr als 1,5 Mio. SpanierInnen fanden in Argentinien, gefolgt von Uruguay, Brasilien, Kuba, Mexiko und Puerto Rico, eine neue Heimat. Aber auch Algerien und Marokko waren besonders am Ende des 19. Jahrhunderts bzw. zu Beginn des 20. Jahrhunderts Zielländer spanischer MigrantInnen (Sánchez-Albornoz 1988).

Auf diese Migrationsbewegung um die Jahrhundertwende, die in erster Linie von der Suche nach Arbeit und Einkommen motiviert war, folgten im 20. Jahrhundert zwei weitere Wellen der Auswanderung, nach dem Ende des Spanischen Bürgerkrieges im Jahr 1939 und den 1960er und 1970er Jahren. Während die Migration unmittelbar nach dem Sieg des Franquismus in erster Linie politisch motiviert war, waren die Gründe für die zweite Gruppe von spanischen MigrantInnen vor allem ökonomischer Art.³ Eine Umkehr des Trends stellte sich erst ab 1975 mit dem Ende des Franquismus ein, als sich die ökonomische und politische Lage Spaniens zu stabilisieren begann. Waren es bis dahin Länder wie Frankreich, Deutschland oder die Schweiz, die für Auswanderer aus Spanien attraktiv waren, kehrte sich der Trend Mitte der 1980er und vor allem seit den 1990er Jahren um: Spanien ist nun zum Zielland für MigrantInnen geworden (vgl. Aubarell/Roca Parés 2003). Von den 44,11 Mio. EinwohnerInnen, die das *Instituto Nacional de Estadística* mit 1. Januar 2005 für Spanien ausweist, sind 3,73 Mio. oder 8,5% aller offiziell registrierten Personen MigrantInnen. 13,7% stammen aus Marokko, 13,3% aus Ecuador, 8,5% aus Rumänien und 7,3% aus Kolumbien. Die Mehrzahl der MigrantInnen lässt sich in den Autonomen Madrid, Katalonien, Valencia und Andalusien nieder.⁴

Die Zahl jener MigrantInnen, die sich jenseits der offiziellen Volkszählung und den Statistiken über den Anteil der Zuwanderer an der Gesamtbevölkerung illegal in Spanien aufhalten, liegt im Dunkeln.⁵ María José Millán, die an der Konzeption der Ausstellung „De la España que emigra a la España que acoge“ im Madrider *Círculo de Bellas Artes* mitwirkte, erinnert jedoch daran, dass etwa 50% der im Laufe des 20. Jahrhunderts ausgewanderten SpanierInnen irreguläre

³ Zur ökonomisch bedingten Migration aus Spanien zwischen 1959 und 1973 vgl. die ausführliche Zusammenstellung unter URL: <http://sauce.pntic.mec.es/jotero/Emigra3/emigra3p.htm> (23.08.2006).

⁴ Vgl. dazu „Estadística de variaciones residenciales. Año 2005. Resumen de resultados“, URL: <http://www.ine.es/daco/daco42/migracion/evr2005.pdf> (23.08.2006).

⁵ Die Zahl der illegalen MigrantInnen wird zunehmend zum Spielball der Politik. Während das *Instituto Nacional de Estadística* darauf verweist, die Anzahl der illegal in Spanien verweilenden MigrantInnen nicht zu kennen, schließt Ana Pastor von *Partido Popular* aus den zuletzt veröffentlichten Zahlen des INE auf 1,6 Mio. Irreguläre, während Pedro Zerolo von *PSOE* dies verneint (Vgl. Ibañez/Saiz Pardo 2006).

MigrantInnen waren und erst in ihren Zielländern ihre rechtliche Lage legalisieren konnten. Wie die heutigen MigrantInnen in Spanien lebten auch sie auf engstem Raum, führten jene Arbeiten durch, die die Bevölkerung in den Zielländern ablehnte, waren unterbezahlt und oftmals rechtlos.⁶ Dem Ziel, die bestehende Parallele zwischen der eigenen historischen Vergangenheit und der aktuellen Gegenwart Spaniens als Land der Immigration in Erinnerung zu rufen, haben sich daher in den letzten beiden Jahrzehnten nicht nur Wissenschaft, Politik und Presse verschrieben. Auch der spanische Film hat die Aktualität dieses gesellschaftspolitischen Themas erkannt.⁷

Zugvögel am Horizont: Migration im spanischen Film

Als künstlerisches und kulturelles Medium spiegelt Film gesellschaftliche Praxis wider und kann auf diese sowohl dynamisierend als auch verändernd einwirken. Daher erfordert die Analyse fiktionalisierter Kulturkonflikte in Filmtexten eine diskurstheoretische Bestandsaufnahme der dominanten Metaerzählungen, die in einer Gesellschaft zirkulieren. Der Diskurs über Immigration wird in der Regel als Diskurs über Möglichkeiten und Gefahren für die jeweilige Nationalökonomie geführt. Dabei stehen Nation und Wirtschaft oft stellvertretend für kollektive Wünsche und Ängste: Letztere äußern sich angesichts der in einer globalisierten Welt ständig wachsenden Migrationsströme in Xenophobie und stereotypen Vorstellungen über die Gefahren des (imaginär) Fremden. Eine der Aufgaben der Filmwissenschaft liegt daher in der Analyse der Ideologie, die die Filmindustrie mit ihren Produktionen vermittelt und an die sich das Publikum bewusst oder unbewusst anpasst. Denn laut van Dijk geben die Medien nicht nur vor, was die ZuschauerInnen denken sollen, sondern auch, wie sie es tun sollen (van Dijk 1997: 15). Auch wenn das Kino nicht mit jenen Massenmedien vergleichbar ist, von denen van Dijk spricht, so (re-)produziert es dennoch bestimmte Machtstrukturen und sozio-politische Diskurse im Sinne Foucaults, erlaubt aber gleichzeitig auch die Konstruktion von alternativen Diskursen (Foucault 2000: 35). In Bezug auf die filmische Repräsentation von Migration, Kulturkontakten und -konflikten ist es daher erforderlich, die Text- und Diskursstrategien zu analysieren, die in der Filmproduktion und im Filmkonsum vorherrschend sind. Dabei sind nicht nur formale Aspekte wie Kameraführung, Mon-

⁶ Vgl. dazu „Retratos de emigrantes“, URL: <http://www.elmundo.es/metropoli/2006/07/10/arte/1152545891.html> (23.08.2006). Die von der *Fundación Francisco Largo Caballero* organisierte Ausstellung „De la España que emigra a la España que acoge“ war im Juli und August 2006 im *Círculo de Bellas Artes*, Madrid, zu sehen.

⁷ Dieser Beitrag ist Teil des Forschungsprojekts „Clandestino: Irregular immigration in contemporary French, Italian and Spanish cinema“, das die Verfasserin gemeinsam mit Dr. Daniel Winkler (Universität Wien) durchführt.

tagetechnik, Bildkonstruktion oder Inszenierung ausschlaggebend, sondern auch die Hinterfragung der Rolle des Kinos innerhalb gesellschaftlicher Diskurse.

Auch wenn in den letzten Jahren in Spanien insgesamt ein Anstieg sowohl an wissenschaftlichen Publikationen als auch an Dokumentar- und Spielfilmen zur Thematik der Migration zu verzeichnen ist, stand naturgemäß lange Zeit vor allem die filmische Aufarbeitung der spanischen Emigration im Vordergrund. *Gallego* (1987) von Manuel Octavio Gómez und *Frontera Sur* (1998) von Gerardo Herrero handeln von SpanierInnen, die um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in die Kolonialländer in der Karibik und nach Iberoamerika auswanderten. Landflucht und Binnenmigration während des Franquismus sind zentrale Themen in *Surcos* (1951) von José Antonio Nieves Conde und in *La piel quemada* (1966) von Josep María Forn. Die ökonomisch motivierten Migrationsbewegungen in den 1960er und 1970er Jahren, die viele SpanierInnen als GastarbeiterInnen nach Frankreich, Deutschland, Belgien oder in die Schweiz führten, rufen *Vente a Alemania, Pepe* (1971) von Pedro Lazaga, *Españolas en París* (1971) von Roberto Bodegas oder *Un franco, catorce pesetas* (2006) von Carlos Iglesias in Erinnerung (vgl. Moyano 2005: 43ff.; Kelly 2000: 29ff.).

Seit Ende der 1980er Jahre entstehen jedoch zunehmend Filmtexte, die die Herausbildung einer heterogenen, hybriden spanischen Gesellschaft als Ergebnis der globalen Migration thematisieren. Damit hat der spanische Gegenwartsfilm sein gesteigertes Interesse an der filmischen Repräsentation von Alterität unter Beweis gestellt (Kinder 1993: 286). 1990 erschien mit *Las cartas de Alou* von Montxo Armendáriz der erste spanische Film, der die soziale Realität der Migration aus Subsahara-Afrika thematisierte. Erst 1996 wurden weitere Filme zum Thema uraufgeführt, darunter *Bwana* von Imanol Uribe und *Taxi* von Carlos Saura. Neben diesen beiden Filmen von bekannten spanischen Regisseuren gelangten des Weiteren *En la puta calle* von Enrique Gabriel-Lipschitz, *La sal de la vida* von Eugenio Martín, *Menos que cero* von Ernesto Tellería und *Susanna* von Antonio Chavarrías in die Kinosäle. Seither erscheint fast alljährlich ein neuer spanischer Film, der sich der Immigration verschrieben hat: Der Migration aus Iberoamerika widmeten sich *Cosas que dejé en La Habana* (1997) von Manuel Gutiérrez Aragón und *Flores de otro mundo* (1999) von Iciar Bollain, aus Rumänien *El sudor de los rúseñores* (1998) von Juan Manuel Cotelo, aus Bulgarien *Los novios búlgaros* (2003) von Eloy de la Iglesia, aus Marroko *Saïd* (1998) von Llorenç Soler, aus Subsahara-Afrika *El traje* (2002) von Alberto Rodríguez oder aus China *La fuente amarilla* (1998) von Miguel Santemas. Rassismus gegenüber Schwarzafrikanern steht im Film *Salvajes* (2001) von Carlos Molinero im Vordergrund. In *Ilegal* (2002) behandelt Ignacio Vilar nicht nur Menschenhandel und Schleppertum, sondern stellt auch die Rolle der Medien hinsichtlich der journalistischen Bearbeitung des Themas der Illegalen und irregulären Zuwanderer in Frage. *Poniente* (2001) von Chus Gutiérrez stellt den aktuellen Migrationsströmen nach

Spanien die eigene Binnenmigration sowie die Emigration in den 1960er und 1970er Jahren gegenüber (Berger 2007: 165ff.). Der Film fokussiert jedoch nicht nur auf unterschiedlich motivierte Migrationen, sondern auch auf Gewalt, Rassismus sowie auf die Arbeitsbedingungen irregulärer Einwanderer im ruralen Raum.⁸

In den meisten spanischen Spielfilmen ist die Thematik der Immigration nur einer von mehreren Handlungssträngen. Gemäß Castiello können jene Filme, die sich der filmischen Repräsentation von MigrantInnen widmen, in drei Kategorien unterteilt werden (Castiello 2005: 25). Zum einen handelt es sich um Filme, die sich wie *Las cartas de Alou* von Armendáriz oder *Ilegal* von Vilar mit Migrationswegen auseinandersetzen. Zum anderen sind jene Filme wie *Bwana* von Uribe, *Poniente* von Gutiérrez oder *Salvajes* von Molinero zu nennen, die Kulturkonflikte (Diskrimination, Rassismus, Xenophobie, Gewalt) thematisieren. Eine dritte Kategorie bilden jene Filme, in denen sich Kulturkonflikt zu Kulturkontakt, Koexistenz und Integration wandelt. Dazu zählen unter anderem *Cosas que dejé en La Habana* von Gutiérrez Aragón und *Flores de otro mundo* von Bollaín. In beiden Spielfilmen stehen MigrantInnen aus der Karibik im Mittelpunkt der Handlung.

Filmische Repräsentation von Migration: Karibische Sehnsüchte in Spanien

Die Thematik der karibischen Migration nach Spanien findet sich seit Mitte der 1990er Jahre in spanischen Spielfilmen. Wie in *Las cartas de Alou* und *Bwana* werden die MigrantInnen in diesen Filmen als „Fremde“ dargestellt, die anfänglich mit Ablehnung und Feindseligkeiten konfrontiert werden. Als ein wesentliches Charakteristikum des Migrationsfilms erweist sich dabei die Gegenüberstellung von MigrantInnen und der lokalen Bevölkerung in Paarbeziehungen, die von reiner Freundschaft bis zur Integration im Zielland durch Heirat reichen. Die RegisseurInnen verhelfen ihren ProtagonistInnen aus Iberoamerika, Afrika oder Osteuropa im Verlauf der Handlung zu einer neuen Wertschätzung, indem sie xenophobe Tendenzen in Begegnungen zwischen Zuwanderern und SpanierInnen dekonstruieren. Der negative Diskurs des Kulturkonflikts wird damit in einer positiv verlaufenden Gegenüberstellung mit dem „Fremden“ umgekehrt und offenbart letztlich dem Publikum auch „den Fremden in uns“ (Kristeva 1990: 208).

Die spanischen Spielfilme, in denen MigrantInnen aus der Karibik im Mittelpunkt stehen, lassen im Wesentlichen vier Beziehungsmuster erkennen: 1) Die schwierige Überwindung des Migrationsmilieus und Beziehungsgeflechte zwi-

⁸ Zur Situation illegaler MigrantInnen am spanischen Arbeitsmarkt vgl. Martínez Veiga 2004, zur ihrer Darstellung in Literatur und Film Richardson 2002 bzw. Andres-Suárez et al. 2000.

schen MigrantInnen wie in *Cosas que dejé en La Habana* (1997) von Manuel Gutiérrez Aragón; 2) die Konfrontation mit Alterität in einer Freundschaft zwischen zwei Männern in *En la puta calle* (1996) von Enrique Gabriel-Lipschitz; 3) die Begegnung zwischen MigrantInnen mit SpanierInnen, die in Liebesbeziehungen, Familiengründung und Eheschließung münden, wie beispielsweise in *La novia de Lázaro* (2002) von Fernando Merino; 4) die Konfrontation mit Alterität in einer Freundschaft zwischen zwei Frauen in *Princesas* (2005) von Fernando León de Aranoa und *Agua con sal* (2005) von Pedro Pérez-Rosado. Dieses Klassifikationschema von Kulturkontakt im spanischen Migrationsfilm lässt sich durchaus auch auf das Genre des Migrationsfilms im weiteren Sinn übertragen. Während jedoch die schwarzafrikanischen Protagonisten von Armendáriz und Uribe viel stärkeren Exklusionsmechanismen ausgesetzt sind, die bis zur Ermordung von Ombasi durch Skinheads in *Bwana* reichen, relativiert sich die Alterität im Fall der MigrantInnen aus der Karibik: „Para la sociedad española, lo hispanoamericano, incluso cuando está marcado [...] por un componente „racial“, representa lo familiar dentro de lo diferente.“ (Santaolalla 2005: 214).

En la puta calle (1996) von Enrique Gabriel-Lipschitz war der erste Spielfilm, der die karibische Migration nach Spanien, aber auch die prekäre Situation am spanischen Arbeitsmarkt Mitte der 1990er Jahre thematisierte. Der spanische Elektriker Juan (Ramón Barea) verliert seinen Arbeitsplatz in einer nordspanischen Kleinstadt. Daraufhin verlässt er seine Familie, um in Madrid einen neuen Job zu finden. Doch seine Suche bleibt erfolglos. Nachdem seine Ersparnisse aufgebraucht sind, landet Juan auf der Straße. Das Überleben in diesen widrigen Umständen gelingt dem Spanier nur mit Hilfe des irregulären Migranten Andy (Luis Alberto García), der ihn mit kubanischem Charme in die Kunst des Überlebens als Obdachloser einführt. Im Stil des Sozial-Dramas von Ken Loach führt Gabriel-Lipschitz dem Publikum die Misere der Arbeitslosigkeit und damit Marginalisierung vieler SpanierInnen vor Augen. Während Juan nicht nur mit seinem Pessimismus, einer machistischen und rassistischen Haltung gegenüber seiner Umwelt und der eigenen Hilflosigkeit angesichts des Überlebenskampfes ringt, gelingt es dem Kubaner Andy immer wieder, mit Humor, Lebensfreude und Originalität nicht nur mit der eigenen Situation besser zurecht zu kommen, sondern auch dem Spanier auf die Sprünge zu helfen. Dennoch endet der Film ernüchternd: Andy wird abgeschoben und Juan bricht zu einem neuen prekären Arbeitsverhältnis nach Teruel auf (vgl. Moyano 2005: 194-201).

Während Frauen – vor allem aus dem Maghreb – in Filmen wie *Susanna, Poniente* oder *Ilegal* nur in sekundären Rollen als MigrantInnen auftreten, thematisieren in den letzten Jahren zahlreiche Spielfilme die Zuwanderung von Frauen aus der Karibik sowie ihren Status innerhalb der Aufnahmegesellschaft (vgl. Escrivá 2000: 210ff.). Bislang behandelt jedoch kein spanischer Film die Situation von Migrantinnen aus Subsahara-Afrika, dem Maghreb oder Asien, was sicherlich die

reale Zusammensetzung der Migrationsströme nach Spanien widerspiegelt. Vicente Torrado hält fest, dass 53% aller MigrantInnen in Spanien Männer sind. Dennoch variieren die Zahlen erheblich je nach Herkunftsregion: Die Zuwanderung aus Afrika (69% Männer, 32% Frauen) und aus Asien (61% Männer, 39% Frauen) ist in erster Linie männlich dominiert.⁹ Dagegen überwiegt bei der Migration aus Iberoamerika mit 54% (gegenüber 46% Migranten) der Anteil der Frauen. Führend sind Brasilianerinnen (64%), gefolgt von Dominikanerinnen (62%), Kolumbianerinnen und Venezolanerinnen (jeweils 57%) sowie Bolivianerinnen (55%) und Peruanerinnen (54%) (vgl. Vicente Torrado 2006: 6-7).

Auch die Tatsache, dass die gemeinsame Sprache und die kulturelle Nähe, die Iberoamerika durch die historischen Kolonialbeziehungen mit Spanien verbinden, der filmischen Repräsentation von Migration aus Iberoamerika förderlich sind, mag erklären, warum gerade die Situation von MigrantInnen aus der Karibik (v.a. Kuba und der Dominikanischen Republik) verstärkt in spanischen Migrationsfilmen zum Tragen kommt.¹⁰ Während jedoch *En la puta calle* den Alltag männlicher Protagonisten darstellt, fokussieren die in der Folge entstandenen Spielfilme auf die Situation von karibischen Frauen in der Migration. Den Anfang machte Manuel Gutiérrez Aragón mit *Cosas que dejé en La Habana* (1997). Der Film erzählt die Geschichte von drei jungen Kubanerinnen, die nach Madrid emigrieren, wo sie bei einer Tante wohnen und Arbeit suchen. Während die Schwestern Nena (Violeta Rodríguez), Ludmila (Broselinda Hernández) und Rosa (Isabel Santos) von einem besseren Leben in Spanien träumen und auf der Suche nach zukünftigen spanischen Ehemännern sind (vgl. Carty 2003: 68), werden sie von ihrer bereits vor 20 Jahren nach Europa emigrierten Tante María (Daisi Granados) aus rein materialistischen Gründen ausgebeutet (Pérez Murillo/Fernández Fernández 2002: 312). Wesentlich ist, dass in *Cosas que dejé en La Habana* das Thema der Immigration vorrangig aus der Sicht der Kubanerinnen bzw. aus der Perspektive von Nenas kubanischem Liebhaber Igor (Jorge Peruggorría) dargestellt wird.

Der zweite Film, der sich der Migration von Frauen aus der Karibik widmet, geht bereits stärker auf den Kontakt zwischen karibischer und spanischer Kultur ein. *Flores de otro mundo* (1999) von Iciar Bollain erzählt von einer Busreise von

⁹ Vgl. dazu „Población“, URL: <http://www.ine.es/prodyser/pubweb/escpif/pobl06.pdf> (23.08.2006).

¹⁰ An dieser Stelle sei der Dokumentarfilm *Extranjeras* (2003) von Helena Taberna erwähnt. Es handelt sich dabei um die bislang umfassendste filmische Beleuchtung des Alltags von MigrantInnen in der spanischen Hauptstadt Madrid. Im Mittelpunkt stehen bei Taberna in erster Linie Frauen, die aus den in Spanien zahlenmäßig am stärksten vertretenen Herkunftsländern stammen. Daraus resultiert ein tiefer Einblick in Privatsphäre, Familienstrukturen, Arbeitsumfeld, aber auch Sehnsüchte von Migrantinnen, die ursprünglich aus dem Senegal oder Sudan, Marokko, Kolumbien, Peru, Ecuador, Venezuela, der Dominikanischen Republik, aber auch aus China und Bangladesh stammen. (Vgl. Martínez-Carazo 2005)

Spanierinnen und Migrantinnen, die in einem kleinen Dorf an der Grenze von Soria und Guadalajara auf Brautschau nach ledigen Männern gehen. Der Dominikanerin Patricia (Lisete Mejía) gelingt es in der Folge, mit dem Spanier Damián (Luis Tosar) eine Familie zu gründen, während die Kubanerin Milady (Marilín Torres) aus einer von Gewalt und Unterdrückung gezeichneten Beziehung zu Carmelo (José Sancho) letztlich ausbrechen wird (vgl. Santaolalla 2004: 129f.). Zwischen den beiden Frauen aus der Karibik und der Dorfbevölkerung entstehen zudem zahlreiche Konflikte, die aus den kulturellen und sozialen Unterschieden resultieren. *Flores de otro mundo* galt lange Zeit als jener Film, der die Problematik einer Migrantin hinsichtlich der Dominanz der Männer in Lebensgemeinschaften, Gewalt gegen Frauen, ihre untergeordnete Rolle in der Familie sowie die Schwierigkeit, trotz der kulturellen Differenzen in der Aufnahmegesellschaft akzeptiert zu werden, am realistischsten nachzeichnete.

Auch *La novia de Lázaro* (2002) von Fernando Merino handelt von einer kubanischen Migrantin. Dolores (Claudia Rojas) reist eigentlich ihrem kubanischen Freund Lázaro (Roberto Govín) nach Spanien hinterher. Doch Lázaro muss wegen Vergewaltigung in einem Madrider Gefängnis einsitzen. Daher ist Dolores entgegen ihrer Erwartung gezwungen, sich nun alleine als illegale Migrantin in der spanischen Hauptstadt durchzuschlagen. Nachdem sie anfänglich als Haus- und Kindermädchen ihren Lebensunterhalt verdient, lernt sie den Spanier Paco (Ramón Merlo) kennen. Dieser bietet der charmanten Kubanerin nicht nur eine Arbeit als Näherin in seiner Schneiderei, sondern auch Unterkunft, Freundschaft, Liebe und letztlich sogar die Möglichkeit der Integration: Dolores und Paco gründen eine Familie, bekommen Nachwuchs. Die Integration in die spanische Gesellschaft und den spanischen Rechtsstaat erfolgt für die illegale Migrantin aus Kuba über die Institution der Ehe. Merino spiegelt damit in seinem Spielfilm *La novia de Lázaro* eine Realität im Alltag Spaniens wider: 2002 wurden 8% aller Ehen mit AusländerInnen geschlossen (Sandoval 2003: 30).

Im Jahr 2005 wurden schließlich zwei weitere Spielfilme uraufgeführt, in denen wiederum Migrantinnen aus der Karibik im Mittelpunkt der Handlung stehen: *Princesas* von Fernando León de Aranoa und *Agua con sal* von Pedro Pérez Rosado.¹¹ Was diese beiden Filme von den bereits genannten unterscheidet, ist die Handlung, die sich vorrangig zwischen Eigen- und Fremdwahrnehmung entwickelt. In beiden Filmtexten werden jeweils eine Spanierin und eine Migrantin aus der Karibik mit stereotypen Vorstellungen vom jeweils „anderen“ konfrontiert. Wie die Filmwissenschaftlerin Ella Shohat festhält: „Each filmic or academic utterance must be analyzed not only in terms of who represents but also in terms of who is being represented for what purpose, at which historical

¹¹ *Princesas* wurde am 02. September 2005, *Agua con sal* am 02. Dezember 2005 in Spanien uraufgeführt.

moment, for which location, using which strategies, and in what tone of address.” (Shohat 1992: 175) Die oftmals asymmetrischen Beziehungsgeflechte in den Spielfilmen, die sich der Migration aus der Karibik verschrieben haben, stehen daher auch für das historische Ungleichgewicht, das die Machtverhältnisse zwischen Spanien und Iberoamerika bis in die Gegenwart bestimmt. Die filmische Repräsentation von Kulturkontakt zwischen Spanien und den ehemaligen Kolonien in Übersee kann daher nicht zuletzt auch als Appell an die Notwendigkeit gelesen werden, die postkolonialen Beziehungen Spaniens zu den iberoamerikanischen Ländern einer Revision zu unterziehen.

(Post)koloniale Identitäten: Träumen auf der Straße – *Princesas* (2005)

In seinem Spielfilm *Princesas* (2005)¹² präsentiert Fernando León de Aranoa die Geschichte von zwei Prostituierten: die Spanierin Caye (Candela Peña) und die Dominikanerin Zulema (Micaela Nevárez).¹³ Der Regisseur analysiert dabei nicht nur die Begegnung zwischen den beiden aus verschiedenen Kulturkreisen stammenden Protagonistinnen, sondern auch das Thema der Prostitution. Die einander entgegensetzten Blickwinkel auf Fremdheit und Broterwerb als Prostituierte dramatisieren den Kulturkontakt, komplementieren sich jedoch auch im Laufe der Handlung. Während Caye dem Geschäft auf der Straße nachgeht, um sich eine Schönheitsoperation finanzieren zu können, muss Zulema ihren in der Dominikanischen Republik zurückgebliebenen, 5-jährigen Sohn erhalten. Als illegale Migrantin in Madrid kann sie sich nur als Prostituierte den Lebensunterhalt verdienen. Die beiden jungen Frauen, die im selben Haus wohnen, sehen einander anfänglich als Rivalinnen. Die attraktive „caribeña“ erweckt jedoch nicht nur bei Caye Neid und Missgunst. Tagtäglich trifft sich die Spanierin mit ihren Kolleginnen Pilar, Rosa, Angela und Caren im Friseursalon von Gloria. Von dort aus beobachten sie am Platz vor dem Laden ihre Konkurrenz: Migrantinnen, die nicht nur exotischer, sondern auch billiger als spanische Prostituierte sind und damit die wichtigste Einnahmequelle gefährden.

¹² Titel: *Princesas*; Regie: Fernando León de Aranoa; Land: Spanien/Mexiko; Jahr: 2005; Spieldauer: 113 min.; Genre: Drama; DarstellerInnen: Candela Peña (Caye), Micaela Nevárez (Zulema), Mariana Cordero (Pilar), Llum Barrera (Gloria), Violeta Pérez (Caren), Mónica Van Campen (Ángela), Flora Álvarez (Rosa); Drehbuch: Fernando León de Aranoa; Produktion: Reposado, Mediapro; Fernando León de Aranoa, Jaume Roures; Musik: Alfonso de Vilallonga, Manu Chao; Photographie: Ramiro Civita; Künstlerische Leitung: Llorenç Miquel; Kostüme: Bina Daigeler.

¹³ Vgl. dazu die offizielle Webseite zum Film, URL: <http://www.princesaslapelicula.com/> (23.08.2006).

Im Diskurs der Spanierinnen überwiegen zum größten Teil stereotype Ansichten über die aus fremden Kulturkreisen stammenden Frauen: Aus religiösen oder kulturellen Gründen würden sie sich nicht waschen; man steckte ihnen schon als Kinder etwas in die Schuhe, damit sie frühzeitig lernen, ihre Reize beim Gehen zum Tragen kommen zu lassen, meinen die Spanierinnen. Auch wenn ihre Vorurteile in erster Linie den afrikanischen Prostituierten gelten¹⁴, so zeugt der Diskurs in *Princesas* von der generellen Unkenntnis, allem voran der iberoamerikanischen Kultur. Die Dominikanerin wird als „Fremde“ wahrgenommen, wobei ihr Akzent, ihre Hautfarbe, ihr nackter Körper unter der Dusche begleitet von Salsa-Rhythmen oder ihre Erklärungen über karibische Essgewohnheiten die Alterität noch unterstreichen. Differenz illustriert auch ein Dialog zwischen Caye und Zule, in dem die Spanierin zugibt, dass sie weißhäutige Männer Schwarzen vorzieht. Gleichzeitig manifestieren sich in León de Aranoas Spielfilm stereotype Diskurse, wie sie die Massenmedien vermitteln: Denn Caye begründet die Vorzüge weißer Männer damit, dass es Unterschiede hinsichtlich der Pigmentierung und Bewegung gäbe, was ja sogar in Dokumentarfilmen erklärt werde. Die mittlerweile auf der Tagesordnung stehende Berichterstattung in Fernsehen und Printmedien über in Spanien gestrandete Bootsflüchtlinge findet in einer naiven Frage ihren Niederschlag, die Caren, eine der Freundinnen von Caye, der Dominikanerin stellt: „¿Se pasa mucho miedo en la patera?“ Aber auch Pilar, Cayes Mutter, verleiht ihrer Unkenntnis über die iberoamerikanischen Verhältnisse Ausdruck, wenn sie sich dafür interessiert, ob es in der Dominikanischen Republik Kinos und Einkaufszentren gäbe.

Dennoch relativiert sich die Fremdheit der Dominikanerin in León de Aranoas filmischer Darstellung und wird nicht wie in anderen Migrationsfilmen (etwa *Bwana*) verabsolutiert. Obwohl das iberoamerikanische Element in *Princesas* markiert ist, bleibt ersichtlich, dass die karibische Kultur für die spanische Gesellschaft sowohl „Fremdheit“ als auch „Vertrautheit“ in sich birgt. Nicht nur die spanische Sprache und eine gemeinsame historische Vergangenheit ermöglichen dem Publikum, sich angesichts des bestehenden kulturellen Naheverhältnisses mit den iberoamerikanischen MigrantInnen leichter zu identifizieren als beispielsweise mit dem Bulgaren Kyril in *Los novios búlgaros* (2003) von Eloy de la Iglesia oder gar mit dem Schwarzafrikaner Alou in *Las cartas de Alou* (1990) von Montxo Armendáriz.

¹⁴ In diesem Zusammenhang sei erwähnt, dass es in der Wahrnehmung von MigrantInnen durchaus auch Hierarchien gibt. Nach den gewaltsamen Übergriffen auf maghrebinische Zuwanderer im südspanischen El Ejido im Jahr 2000 konnte man unter den zahlreichen Sprüchen an den Hauswänden und Mauern des Dorfes u.a. auch „Moros no, rusas sí“ lesen. Der xenophobe (und sexistische) Diskurs zeigt sich hier einmal mehr in all seiner Widersprüchlichkeit: MigrantInnen aus dem Maghreb sind unerwünscht, während hingegen Prostituierte aus Russland sichtlich willkommen sind. (Vgl. Constenla/Torregrosa 2000)

Caye und Zulema schließen Freundschaft, als die Spanierin die illegale Migrantin eines Tages von einem Kunden übel zugerichtet in deren Wohnung auffindet. León de Aranoas Film zeichnet sich durch eine sehr subtile Darstellung von Gewalt gegen Frauen in der illegalen Prostitution aus. Gleichzeitig thematisiert der Regisseur damit eine der laut Sofia Bernardo Ródenas drei wichtigsten Einnahmequellen von Frauen in der Migration. Bernardo Ródenas ortet weibliche Arbeitskraft von (irregulären) Migrantinnen in Spanien vorrangig in drei Bereichen: Hausarbeit, Krankenpflege und Prostitution.¹⁵ Es handelt sich dabei um wirtschaftliche Sektoren, die sich in der Regel leicht dem legalen Rahmen von Arbeitsgesetzen entziehen. Aber auch im Fall, dass Migrantinnen einen legalen Status in Spanien erreicht haben, handelt es sich um wenig regulierte Arbeitsbereiche, in denen zumeist keine Absicherung gegen Arbeitslosigkeit, aber auch kein Anspruch auf Arbeit, geregelte Arbeitszeit oder Überstunden besteht und die kaum einer Kontrolle durch öffentliche Instanzen unterliegen. Viele Frauen gelangen zudem durch Menschenhandel treibende Schlepperbanden nach Spanien und werden zur Prostitution gezwungen. Schulden, Abhängigkeiten im Herkunftsland und Drohungen verhindern oftmals, dass die Migrantinnen einen Ausweg aus ihrer Situation finden können. Dazu reiht sich oftmals Gewalt gegenüber Frauen. Irregulären Migrantinnen steht hingegen die Möglichkeit einer Anzeige wegen Misshandlung nicht offen, denn:

[...] las mujeres extranjeras que ejercen la prostitución, además de la desprotección jurídica que tienen normalmente como irregulares, pueden ser expulsadas por el procedimiento preferente previsto [...] para los casos de participación en actividades ilegales en territorio español, y todo ello en el plazo de 48 horas, lo que supone en la realidad su derecho a abogado/a de oficio, ante la forma sumaria en que puede llevarse a cabo la expulsión, con la agravante de que la asistencia jurídica gratuita sólo llega a los extranjeros y extranjeras que se hallen en España. (Bernardo Ródenas 2001).

Obwohl in *Princesas* Gewaltszenen nicht unmittelbar zu sehen sind, wird das Publikum mehrfach mit dem Thema der Gewalt gegen Frauen konfrontiert. Ein spanischer Beamter und Kunde Zulemas verspricht, ihr eine Aufenthaltsgenehmigung zu verschaffen. Doch anstatt das Versprechen einzulösen, hält sie der Mann nur hin. Gleichzeitig fallen die Misshandlungen, die er der Dominikanerin bei jedem Kontakt zufügt, immer schwerwiegender aus. Nachdem Caye sie schon

¹⁵ Einer Studie über die Prostitution in der Region Kastilien-León im Jahr 1997 ergab, dass die Mehrzahl der Prostituierten aus dem urbanen Umfeld stammt. 58,5% waren Spanierinnen, 41,5% waren Migrantinnen. Die meisten von ihnen kamen aus Kolumbien, gefolgt von Brasilianerinnen, Dominikanerinnen und Portugiesinnen (Vgl. Colectivo Ioé/Agustín 2005).

einmal ins Krankenhaus hatte begleiten müssen, warnt sie Zulema vor weiteren Treffen mit diesem Kunden:

Caye: Zulema, lo que no puede ser es que te den diez ostias y tú vuelvas corriendo.

Zulema: No, lo que no puede ser es que no pueda salir a la calle. O ir a ver a mi hijo, porque si sales no entras. Esto es lo que no puede ser.

Caye: Tu hijo necesita antes una madre sin papeles que una madre muerta.

(*Princesas*, 0:55:44-0:55:57)

Doch der Beamte lockt Zulema in eine Falle und misshandelt sie so schwer, dass sie diesmal sogar einige Zeit im Krankenhaus bleiben muss. Für die Dominikanerin gibt es jedoch keinen Ausweg aus dem Teufelskreis: Ohne Papiere kann sie die Prostitution nicht aufgeben. Gleichzeitig ist es Zule als illegale Migrantin unmöglich, ihren Peiniger bei der Polizei anzuzeigen. Einzig und allein das Foto ihres Sohnes Edward und die Freundschaft zu Caye lassen die junge Frau die physischen und psychischen Verletzungen ertragen.

Um das Milieu der Prostitution möglichst realistisch darstellen zu können, ließ der Regisseur León de Aranoa seine Hauptdarstellerinnen in Madrids weitläufigstem Park, der *Casa de Campo*, und beim Kollektiv *Hetaira* direkte Erfahrungen mit dem Alltag von Prostituierten sammeln (vgl. Terra Actualidad – EFE 2005). Auf Grund der ausführlichen Recherchen und Feldforschung vermittelt der Spielfilm keine klischeehaften oder vorurteilsbehafteten Bilder, sondern dringt gemeinsam mit den Protagonistinnen in das „Reich der Prinzessinnen auf der Straße“ ein. Dennoch wollen sich weder die Spanierin noch die Dominikanerin mit dem Metier identifiziert sehen: Sowohl Caye als auch Zule verheimlichen dem sozialen Umfeld ihren Alltag als Prostituierte. Bei den sonntäglichen Besuchen im Haus der Mutter lässt Caye alle Anrufe auf ihrem Mobiltelefon unbeantwortet und geht Fragen hinsichtlich ihres Verhaltens aus dem Weg. Aber auch Zule täuscht bei Telefonaten mit ihrer Familie in der Dominikanischen Republik eine völlig andere Lebensrealität vor.

Als Kontrast zur Welt der Prostitution stehen in *Princesas* die Phantasien, Wünsche und Sehnsüchte von Caye und Zule. In Form eines visuellen Gedichts führt Fernando León de Aranoa die Kamera und damit den Blick des Zuschauers immer wieder in die Traumwelten der beiden jungen Frauen und lässt den Straßenstrich, Brutalität und Ausbeutung in den Hintergrund treten. Nicht nur die musikalische Untermalung von Manu Chao¹⁶, auch zahlreiche, nur wenige Sekunden dauernde

¹⁶ Die künstlerische Produktion des Musikers Manu Chao beleuchtet in Liedtexten und musikalischer Gestaltung ebenfalls die Thematik der irregulären MigrantInnen. Besonders hervor-

Sequenzen verleihen dem Spielfilm poetische Züge. Besonders Caye wird als sehr empfindsame, sensible und zerbrechliche junge Frau dargestellt, was die Detail- und Nahaufnahmen von ihrem rosafarbenen Mobiltelefon, vom bunten, im Luftzug klingenden Mobile in ihrer Wohnung oder von Details wie Teddybären und Spielsachen in ihrem ehemaligen Kinderzimmer unterstreichen. Auch die Dialoge zwischen Caye und ihrem Verehrer Manuel, dem sie zwar rätselhaft erscheint, der sie jedoch als „gute Fee“ sieht und ihr keinen Glauben schenkt, als sie ihm ihren wahren „Beruf“ gesteht, sind lyrisch und zauberhaft. Immer wieder schimmern die eigentlichen Sehnsüchte der beiden „Prinzessinnen“ in den gegenseitigen Bekenntnissen durch: Cayes größter Wunsch beschränkt sich darauf, den Mann ihres Lebens zu finden und nach der Arbeit von ihm abgeholt zu werden. Zule hingegen wünscht sich vor allem ein besseres Leben und sehnt sich nach ihrem Sohn und ihrer Heimat. Als die Dominikanerin im Zuge einer Vorsorgeuntersuchung erfährt, dass sie HIV-positiv ist, beschließt sie, in die Karibik zurückzukehren.

Alterität in der Schattenwirtschaft – *Agua con sal* (2005)

Der Spielfilm *Agua con sal* (2005)¹⁷ von Pedro Pérez-Rosado handelt von der Kubanerin Olga (Yoima Valdés), die dank eines Stipendiums an der Universität Valencia Kunstgeschichte studieren will. Schon bei der Einreise in Spanien macht sie der Grenzbeamte darauf aufmerksam, dass ihr Visum nur drei Monate lang gültig ist. Dennoch setzt die junge Frau nach Ablauf dieser Frist ihren Aufenthalt in Spanien fort. Damit verliert sie jedoch auch den legalen Status in Spanien und gerät in die Situation der Irregularität. Um den eigenen Lebensunterhalt finanzieren und ähnlich wie Zule in *Princesas* der Mutter und dem kleinen Sohn Geld schicken zu können, nimmt Olga schließlich verschiedenste Jobs in der Schattenwirtschaft an: Am Wochenende als Kellnerin in einer Bar, unter der Woche

hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang die CD-Produktion *Clandestino*, dessen Titel bereits auf das Thema der Illegalen verweist.

¹⁷ Titel: *Agua con sal*; Regie: Pedro Pérez-Rosado; Land: Spanien/Puerto Rico; Jahr: 2005; Spieldauer: 94 min.; Genre: Drama; DarstellerInnen: Yoima Valdés (Olga), Leyre Berrocal (Mari Jo), Juan Carlos Morales (Johnny), Candela Fernández (Lucía), Ofelia Medina (Olvido), Joan Crosas (Koch), Elia Enid Cadilla (Krankenschwester), Bebe Pérez (Drogensüchtige), Empar Ferrer (Nachbarin); Drehbuch: Lilian Rosado González; Produktion: Ximo Pérez; Musik: Carlos Varela; Photographie: Miguel Llorens; Künstlerische Leitung: Jero Bono; Kostüme: Miguel Carbonell. Der Film wurde 2005 auf dem 31. *Festival de Cine Iberoamericano de Huelva* mit dem Preis „Colón de Plata“ für die beste Schauspielerin und mit dem Preis „Llave de la Libertad“ ausgezeichnet. Im Rahmen der XXVI. *Mostra de Valencia, Cinema del Mediterraneo* wurde für *Agua con sal* zudem der Preis für den besten Spielfilm sowie der Preis für den besten Regisseur vergeben.

als illegale Hilfsarbeiterin in einer Möbelfabrik und abends als Krankenpflegerin und Haushaltshilfe bei der todkranken Mexikanerin Olvido.

Aber nicht nur die Kubanerin Olga schlägt sich am Rande der Gesellschaft durch. Auch die Spanierin Mari Jo (Leire Berrocal), deren zerrütteter familiärer Hintergrund bereits früh ihren Lebensweg geprägt hat, kann sich nur mit Mühe finanziell über Wasser halten. Wie Olga arbeitet auch sie ohne Vertrag und unter gesundheitswidrigen Umständen in der Möbelfabrik und wird mit zwei Euro pro Arbeitsstunde minimal „entlohnt“. Abends geht Mari Jo (wie Caye in *Princesas*, wenn auch aus anderen Beweggründen) daher dem ältesten Gewerbe der Welt nach. Auch sie sieht sich damit konfrontiert, dass ihrer Klientel der Preis dafür, dass sie keine Schwarze oder Mulattin ist, bereits zu hoch erscheint.

Agua con sal thematisiert jedoch nicht nur die Problematik von MigrantInnen im Spannungsfeld zwischen Illegalität, Xenophobie, Ausbeutung am Arbeitsmarkt und Armut. Vielmehr will der Regisseur Pérez-Rosado mit Hilfe des doppelten Blicks – einerseits aus der Perspektive von Olga, andererseits aus der Sicht von Mari Jo – das heimische Publikum auch für die prekäre Lage am spanischen Arbeitsmarkt sensibilisieren, die sich in realen Zahlen niederschlägt: Im Jahr 2005 waren 33,8% aller SpanierInnen in temporären Arbeitsverhältnissen beschäftigt. Die Wahrscheinlichkeit, in Spanien einen sicheren Arbeitsplatz zu haben, ist damit doppelt so niedrig als im Durchschnitt der restlichen Länder der EU.¹⁸ Parallel dazu evoziert der Spielfilm immer wieder das Phänomen der Migration, das für das Mittelmeerland eine neue gesellschaftliche Entwicklung darstellt: Olgas Vorgängerin in der Bar war die Schwarze Fatima, in der Möbelfabrik arbeiten Spanierinnen Schulter an Schulter mit russischen Frauen, der Manager und Ehemann der Fabriksbesitzerin stammt aus Puerto Rico und wartet auf seine Legalisierung in Spanien, und im Fernsehen sind im Hintergrund Bilder von Bootsflüchtlingen zu sehen.

Die Wege von Olga und Mari Jo kreuzen sich auf der Straße, im Bus, in der Fabrik und in jenem Haus, in dem die Kubanerin eine schäbige, aber billige Wohnung in einem kleinen Dorf in der Nähe von Valencia bezogen hat. Trotz der anfänglich aggressiven und feindseligen Haltung, die die Spanierin Olga gegenüber zu Tage legt, gelingt es den beiden jungen Frauen, sich auf der Suche nach Halt in einer Freundschaft gegen die widrigen Lebensumstände zu solidarisieren und ihre anfängliche gegenseitige Ablehnung allmählich zu überwinden. Dennoch sind ihre Charaktere konträr: Olga ist entschieden und in sich gefestigt, Mari Jo hingegen hat keine Orientierung im Leben und keine Ziele.

Im Spielfilm unterstreichen einige nur wenige Sekunden dauernde, in harten Schnitten montierte Sequenzen Parallelen im Alltag der beiden Frauen: Während

¹⁸ Vgl. dazu „España registra la mayor tasa de empleo y de trabajo precario de la UE en el 2005“, in: www.informativostelecinco.com/agencias, 16. Juli 2006, URL: http://www.informativos.telecinco.es/ue/empleo/precario/dn_28628.htm (24.08.2006).

Mari Jo spät abends bei einer Straßenunterführung nach einem Freier Ausschau hält, fegt Olga vor der Bar den Gehsteig. Die Spanierin geht bei der „Jobsuche“ jedoch leer aus und sitzt schließlich vor einer Plakatwand, auf der der Schriftzug „Benidorm“ zu lesen ist. Jene Stadt würde Mari Jo laut ihrer Schwester Lucía endlich einen geregelten Lebenswandel als Kellnerin in einem Terrassen-Café am Meer ermöglichen. In der nächsten Sequenz zoomt die Kamera von der putzenden Kubanerin auf ein Karussell mit bunten Holzpferden – eine Anspielung auf Olgas Sohn, für den sie die harte Arbeit in Spanien zu ertragen bereit ist. Mittels visueller Kontraste konfrontiert der Regisseur Pérez-Rosado immer wieder die Welten der beiden Frauen: Olga in Nahaufnahme bei Kerzenschein in warmen Orange-Tönen, die Nähe und Heimat signalisieren, Mari Jo nach einem bedienten Kunden unter der Dusche, wobei hier fahle Blau-Töne dominieren, die für Einsamkeit und Kälte stehen.

Auch die Sehnsüchte der beiden Frauen könnten konträrer nicht sein: Während die Kubanerin sich selbst zugunsten des Wohls ihres Kindes aufzugeben bereit scheint, liegen die Wichtigkeiten für Mari Jo vordergründig vor allem in materiellen Dingen, wenn sie Olga ihre tiefsten Wünsche eröffnet: einmal pro Woche in Valencia shoppen, anschließend einen XXL-Hamburger essen, sich jeden Freitag betrinken, jeden Samstag bis zum Umfallen tanzen und jeden Sonntag eine Paella essen. Wie Zule in *Princesas*, die Cayes geplante Schönheitsoperation als Motivation für die Prostitution erheitert, muss auch Olga angesichts dieser Wünsche lachen.

Stärker noch als in *Princesas* fallen in *Agua con sal* sprachliche Kontraste auf. Zum einen hebt sich der kubanische Akzent von Olga stark von jenem vulgären Spanisch ab, das die spanischen ProtagonistInnen sprechen. Gleichzeitig werden einzelne Dialoge, vor allem zwischen dem Bar-Besitzer und Mari Jo, ausschließlich auf Valencianisch gesprochen, wobei unklar bleibt, wie sehr damit eine Ausgrenzung der Migrantin bewirkt werden soll. Neben der kubanischen Variante des Spanischen ist auch die puertorrikanische Variante in der Figur des Fabriksmanagers vertreten. Des Weiteren ist Olga in der Lage, sich mit ihren russischen Kolleginnen in deren Landessprache zu unterhalten. Durch die Präsenz der RussInnen wird der Spielfilm damit zu einem Film, der im Sinne Naficy's als „accented cinema“ zu bezeichnen ist (Naficy 2001: 21f.). Die Akzente der einzelnen Charaktere sind damit ethnisch markiert.

Während Fernando León de Aranoa in seinem Spielfilm *Princesas* das stereotyp Bild der Prostitution als Lebensunterhalt von Migrantinnen einerseits und der sexuellen Leichtlebigkeit von Frauen aus der Karibik andererseits dekonstruiert, geht Pedro Pérez-Rosado mit *Agua con sal* von Anfang an einen ande-

ren anderen Weg.¹⁹ Der Regisseur lässt mit seiner Protagonistin Olga erst gar nicht das gängige Klischee von der Kubanerin als „jinetera“ aufkommen. Stattdessen präsentiert er die Migrantin als zielstrebig und selbstbewusst, während die Spanierin aggressiv, unsicher und haltlos wirkt. Während die beiden Frauen ihre vom Abschleifen der Fabrikmöbel aufgerissenen Hände in Salzwasser baden – daher auch der Titel des Films – vermittelt die kubanische Migrantin der Spanierin ein differenziertes Bild der kubanischen Gesellschaft:

Mari Jo: ¿Tú no eres muy clarita pa' ser cubana?

Olga: Pero..., ¿por qué Ustedes siempre se empeñan en lo mismo? En que las cubanas todas tenemos que ser o todas negras o mulatas, con el culo, las tetas grandes que te llegan al ombligo... Óyeme, ¡en Cuba hay de todo, como, aquí! (*Agua con sal*, 0:29:50-0:30:10)

Diese Aussage kontrastiert nicht nur mit der Tatsache, dass Mari Jo sich durch Prostitution ein zusätzliches Einkommen zu verschaffen versucht. Die Spanierin hat sich in der Hoffnung auf einen festen Arbeitsvertrag sogar auf ein Verhältnis mit dem Fabriksmanager eingelassen, von dem sie am Ende sogar ein Kind erwartet. Damit dekonstruiert *Agua con sal* das gängige Klischeebild einer Kubanerin, die durch Prostitution und Heirat den Grundstein für ein besseres Leben legen will, und kontert mit der Stärke und Entschiedenheit, mit der Olga die Marginalisierung als illegale Migrantin meistert.

Während Mari Jo mit den Auswirkungen des marginalisierten Lebens in der so genannten ‚Ersten Welt‘ bereits vertraut ist, muss Olga erst damit fertig werden, dass ihre Vorstellungen von einem besseren Leben in Europa der Realität nicht standhalten. An den Reizen der westlichen Konsumgesellschaft ist sie nicht interessiert. Dafür erfährt das Publikum, welchen Schock der erste Besuch in einem spanischen Supermarkt bei ihr auslöste: Angesichts der vielen verschiedenen Milchsorten muss Olga daran denken, dass ihr Sohn in Kuba kaum je in den Genuss von Milch kommt.

Olgas Beziehung zu Kuba wandelt sich im Laufe der Handlung. Nachdem sie, ähnlich wie Zule in *Princesas*, ihrer Mutter am Telefon lange Zeit ein völlig

¹⁹ Dass Pedro Pérez-Rosado zwei junge Frauen – eine Migrantin und eine Spanierin – in der Marginalisierung auf die Leinwand bringt, mag dem Film letztlich geringere Zuschauerzahlen einbringen als die Thematisierung der Prostitution in *Princesas*. Während *Princesas* bislang ca. 1,1 Mio. ZuschauerInnen verzeichnet, sahen nur 13.000 Personen den Film *Agua con sal*. Der Erfolg von *Princesas* ist sicherlich auch dem hohen Bekanntheitsgrad von Fernando León de Aranoa und der Musik von Mano Chao zuzuschreiben. Vgl. URL: <http://www.sogecable.es/codigo/sogecable/noticias.asp?id=532302&formato=12&item=I532292&lang=ES> und URL <http://www.bascine.net/pdf/global2005.pdf#search=%22espectadores%20agua%20con%20sal%22> (24.08.2006).

verzerrtes Bild ihres Alltags in Spanien vermittelt, erkennt sie allmählich, dass sie sich damit letztlich nur selbst belügt. Zudem vermisst die junge Kubanerin das Leben auf der karibischen Insel. Olga erkennt, dass sie sich in Spanien ihren Wunsch, ein anderes Leben zu führen, nicht erfüllen kann. Als die Kubanerin eines Nachts der drogensüchtigen Tochter des Bar-Besitzers in deren Unterschlupf auf einer Brücke begegnet, wird sie von der vom Vater verstoßenen jungen Frau mit den Worten vertrieben, dass dies nicht Olgas Zuhause sei, sondern ihres. Die doppelte Botschaft kommt schließlich an: Nachdem die Kubanerin mit dem Tod von Olvido bereits ihren Job als Krankenpflegerin verloren hat, rebelliert sie auch noch gegen die Arbeitsbedingungen in der Fabrik, gegen den Bar-Besitzer, aber auch gegen ihre aus der karibischen Santería stammenden Heiligen, die sie nicht beschützen. Bei einem Streit mit Mari Jo bricht der Überdross der Kubanerin angesichts ihrer ausweglosen Lage ungebremst hervor: „[...] estoy cansada de ser la del Tercer Mundo, la ilegal de mierda, la que trabaja como una estúpida todo el puto día.“ (*Agua con sal*, 1:08:54-1:09:14)

Auch Olga gibt schließlich ihre Bemühungen, sich in Spanien ein „besseres“ Leben aufbauen zu wollen, auf und beschließt, nach Kuba zurückzukehren. Der jungen Frau wird letzten Endes zwar bewusst, dass ihr Kampf ums Überleben als irreguläre Migrantin umsonst war. Aber sie will in der Heimat einen Neuanfang wagen und ihr Leben an der Seite ihres Sohnes verbringen. Für Mari Jo wird indessen die Schwangerschaft zur Katharsis und zur Chance, ihrem Leben eine neue Ausrichtung zu geben. Wie in *Princesas* endet *Agua con sal* ebenfalls am Madrider Flughafen, wo die Handlung des Films begonnen hat. Als „non-lieu“ im Sinne von Augé und als Ort des Transits repräsentiert die Abflughalle jenen Freiraum, der den Migrationsprozess filmisch eröffnet, aber auch schließt (vgl. Augé 1990). In *Princesas* und *Agua con sal* wird der Flughafen schließlich für alle Protagonistinnen zu einem Ort auf dem Weg der Selbstfindung.

Dekonstruktion von Selbst- und Fremdbildern

Bislang wurde das Motiv der Migration nach Spanien beinahe ausschließlich von spanischen CineastInnen aufgegriffen. Die einzigen Ausnahmen stellen der Spielfilm *En la puta calle* (1996) des Argentiniers Enrique Gabriel-Lipschitz und der Dokumentarfilm *El otro lado... Un acercamiento a Lavapiés* (2001) des in Madrid lebenden Ägypters Basel Ramsis dar. Es ist durchaus vorstellbar und wünschenswert, dass – ähnlich wie in Frankreich – in Zukunft auch nach Spanien immigrierte SchriftstellerInnen und CineastInnen die soziale Realität des Alltags in der Migration verstärkt aus ihrer Perspektive beleuchten werden. Im Sinne des von Salman Rushdie, dem britischen Schriftsteller indischen Ursprungs, geprägten Diskurses „The Empire writes back“, der die *Postcolonial Studies* wesentlich beeinflusst hat, ist auch in der spanischen Filmlandschaft in Zukunft mit einer

verstärkte Präsenz von RegisseurInnen und SchauspielerInnen aus Iberoamerika zu rechnen, die den Diskurs über Migration wesentlich beeinflussen werden. Denn wenn man die Aussage von Rushdie auf das Kino überträgt, so wird es ein „The Empire films back“ geben, das das kollektive Selbstverständnis Spaniens nachhaltig beeinflussen könnte. Vorab kann jedoch festgehalten werden, dass in der Mehrzahl der Filme mit Migrationsthematik nicht ausschließlich auf die Situation der MigrantInnen fokussiert wird. Vielmehr nutzen viele RegisseurInnen das Motiv der Migration, um gleichzeitig auf Lebensumstände im Alltag Spaniens aufmerksam zu machen.

Als Koproduktionen zwischen Spanien einerseits und Mexiko sowie Puerto Rico andererseits sind beide Spielfilme hybride Kulturprodukte (Shohat/Stam 1994: 205). Den spanischen und karibischen Protagonistinnen in *Princesas* und *Agua con sal* ist gemeinsam, dass sie alle – gleichgültig ob EuropäerInnen oder illegale MigrantInnen – den schwierigen Rahmenbedingungen eines vom Neoliberalismus geprägten Arbeitsmarktes ausgesetzt sind. Beide Filmtexte zeigen, dass weder die beiden Migrantinnen noch die Spanierinnen vor De-Qualifizierung oder Diskriminierung geschützt sind. Der Zugang zum Arbeitsmarkt bleibt den irregulär Zugewanderten versagt, solange ihre Situation nicht legalisiert ist. Aber auch die Bürgerrechte von Caye und Mari Jo sind nicht gewahrt. Die Filme von Fernando León de Aranoa und Pedro Pérez-Rosado stellen einer irregulären Migrantin eine in Spanien geborene Frau gegenüber, die eigentlich das Recht auf Arbeit und die Möglichkeit qualifizierter Jobs in ihrer Heimat genießen sollte. Dessen ungeachtet finden sich die Protagonistinnen in *Princesas* und *Agua con sal* trotz ihrer so unterschiedlichen legalistischen Hintergründe in ähnlichen Situationen wieder. Damit stellen die beiden Regisseure die Lage der einen wie der anderen in Frage: Während so mancher Immigrationsdiskurs die Nationalökonomie vor der drohenden Gefahr durch ständig wachsende Migrationsströme zu schützen gedenkt, indem auf Exklusionsmechanismen gesetzt wird, sind gleichzeitig die Rechte der eigenen BürgerInnen in Gefahr.

Beide Filme präsentieren Alltagsrassismus in Spanien als Reinszenierung kolonialer Szenen, die Personen aus dem iberoamerikanischen Raum innerhalb von Diskursen der Unterlegenheit und Entfremdung festschreiben. Die binäre Grenzziehung zwischen dem „Eigenen“ und dem „Fremden“ löst sich in *Princesas* und in *Agua con sal* in den sich allmählich anbahnenden freundschaftlichen Beziehungen zwischen den illegalen Migrantinnen aus der Karibik und den Spanierinnen auf. Der Kontakt mit dem Fremden leitet bei beiden Spanierinnen einen Entwicklungsprozess ein: Sie lösen sich nicht nur aus xenophoben Haltungen, sondern ändern im Laufe der Begegnung auch ihr eigenes Leben. Caye gibt die Prostitution auf und schenkt Zule ihr gesamtes, für die geplante Schönheitsoperation erspartes. Die schwangere Mari Jo blickt zuversichtlicher in die Zukunft und plant einen Neubeginn in Benidorm.

Dennoch sind die Beziehungen zwischen den Migrantinnen und den Spanierinnen asymmetrisch: Angesichts ihrer inferioren Position als *Clandestinas* in Spanien und ihrer Vertrautheit mit den Nachteilen, die die Herkunft aus Dritte-Welt-Ländern mit sich bringt, gehen sowohl Zule als auch Olga mit mehr Realismus durchs Leben als ihre spanischen Freundinnen. Auch wenn die beiden Frauen im Zuge der Migration angesichts ihrer doppelten Marginalisierung durch Herkunft und Illegalität einen Reifungsprozess durchmachen, der sie letztlich in die Karibik zurückführt, so sind es doch die beiden Spanierinnen, die von der Stärke und Entschiedenheit ihrer Freundinnen mehr profitieren. Insofern spiegeln die beiden Filmtexte auch die historische Ausbeutung Iberoamerikas durch das koloniale Spanien wider. Dabei versuchen sowohl Fernando León de Aranoa als auch Pedro Pérez-Rosado, in ihren Filmen hegemonialen Repräsentationstechniken entgegenzuwirken und die ‚subalternen Stimmen‘ (Spivak 1988: 287ff.) von migrierten Frauen aus der Karibik im Migrationsdiskurs hörbar zu machen. Aber auch die Situation der Spanierinnen ist durchaus im Sinne der Subalternität lesbar. Letztlich unterliegen sie ebenfalls den herrschenden Machtverhältnissen einer Nationalökonomie, die sie in gesellschaftliche Randpositionen rückt. Ähnlich wie ihre karibischen Freundinnen ringen auch Caye und Mari Jo um die Möglichkeit des Sprechens.

Beide Spielfilme sind dem Genre des Doku-Dramas zuzuordnen und lassen die aktuelle Tendenz des spanischen Kinos erkennen, sozio-politische Themen mit der Ästhetik des „Nuevo Cine de Realismo Social“ filmisch zu bearbeiten (vgl. Hidalgo 2001: 132; Triana-Toribio 2003: 156). Erstaunlich ist, dass im Jahr 2005 mit *Agua con sal* und *Princesas* gleich zwei Filme uraufgeführt wurden, die einander sowohl thematisch als auch formal und ästhetisch dermaßen gleichen. Die Parallelen, die die beiden Filme aufweisen, können in diesem Rahmen nicht vollständig analysiert werden²⁰, werfen aber letztlich auch die Frage auf, warum beide Regisseure ihre karibischen Protagonistinnen in die Heimat zurückkehren lassen und keinen Integrationsweg zeichnen. Stattdessen verklingen die Stimmen der Dominikanerin Zule und der Kubanerin Olga mit ihrer Rückkehr in die Karibik.

Filme wie *Princesas* und *Agua con sal* können auch als Antworten auf eine jener Fragestellungen von Homi K. Bhabha gelesen werden, die Schlüsselfragen der Epoche darstellen: „As the migrant and refugee become the ‚unhomely‘ inhabitants of the contemporary world, how do we rethink collective, communal concepts like homeland, the people, cultural exile, national cultures, interpretive communities?“ (Bhabha 1994: 271) Als Kulturprodukte bieten diese Filme sicherlich keine Lösungsvorschläge für die Brisanz und Aktualität, die das Thema

²⁰ Unerwähnt blieb beispielsweise die Parallelität, die sich zwischen den Figuren der „Miss Metadona“ in *Princesas* und der drogensüchtigen Tochter des Bar-Besitzers in *Agua con sal* herstellen lässt.

der Immigration für Spanien, aber auch für ganz Europa darstellt. Die filmische Repräsentation von interkulturellen Begegnungen und die Gegenüberstellung der ‚eigenen‘ Lebensumstände mit jenen der MigrantInnen laden jedoch das Publikum dazu ein, die Wahrnehmung des „Eigenen“ und „Fremden“, von Identität und Alterität im Zeitalter postkolonialer gesellschaftlicher Hybridisierungsprozesse einer kritischen Prüfung zu unterziehen und die Präsenz des „Unheimlichen, der Fremdheit“ im Sinne von Kristeva (Kristeva: 208ff.) auf nationaler und transnationaler Ebene zu überwinden.

Filmographie

Agua con sal (2005), Pedro Pérez-Rosado, Spanien/Puerto Rico, 94 min.

Princesas (2005), Fernando León de Aranoa, Spanien, 113 min.

Bibliographie

Andres-Suárez, Irene/Kunz, Marco/D'Ors, Inés, 2000. *La inmigración en la literatura española contemporánea*. Madrid: Verbum.

Ashcroft, Bill/Griffiths, Gareth/Tiffin, Helen, 1989. *The Empire Writes Back. Theory and Practice in Post-Colonial Literatures*. London/New York: Routledge.

Aubarell, Gemma/Roca Parés, Albert, (Hg.), 2003. *Perspectivas de la inmigración en España: una aproximación desde el territorio*. Barcelona: Icaria.

Augé, Marc, 1992. *Non-Lieux*. Paris: Le Seuil.

Berger, Verena, 2007. „Los movimientos migratorios y el miedo al Otro en Poniente (2002)“, in: Pohl, Burkhard/Türschmann, Jörg, (Hg.), 2007. *Miradas locales. Cine español en el cambio del milenio*. Frankfurt: Vervuert, 165-175 (im Druck).

Bernardo Ródenas, Sofía, 2001. „Mujer e Inmigración“, in: *Revista AequAlitas* 6, URL: http://noticias.juridicas.com/areas_virtual/Articulos/40-Derecho%20Laboral/200106-mujer.html (23.08.2006).

Bhabha, Homi K., 1994, „Frontlines/Borderposts.“, in: Bammer, Angelika, (Hg.). *Displacements. Cultural Identities in Question*. Bloomington: Indiana UP, 269-272.

Carty, Gabrielle, 2003. „A Cuban perspective from within Spain: Cosas que deje en La Habana (1997)“, in: Rings, Guido/Morgan-Tamosunas, Rikki, (Hg.). *European Cinema: Inside Out. Images of the Self and the Other in Postcolonial european Film*. Heidelberg: Winter, 63-73.

- Castiello, Chema, 2005. *Los parias de la tierra*. Inmigrantes en el cine español. Madrid: Talasa.
- Colectivo, Ioé/Agustín, Laura, 2005. „La emigración en la industria del sexo (II)”, URL: http://www.lainsignia.org/2005/enero/soc_003.htm (23.08.2006).
- Constenla, T./Torregrosa, A., 2000. „Vecinos de El Ejido atacan a los inmigrantes y destrozan sus locales”, in: *El País digital*, 07. Februar.
- Foucault, Michel, 2000, (1972). *Die Ordnung der Diskurse*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Fernández-Mayoralas, Carlos Martín, 2005. „Princesas (2005) de Fernando León de Aranoa”, in: URL: <http://www.alohacriticon.com/elcriticon/modules.php?name=News&file=article&sid=2772> (25.08.2006).
- Hidalgo, Manuel, 2001. „Una excursión sin brújula”, in: *Academia: Revista del Cine español*, 30, 127-132.
- Ibañez, I./Saiz Pardo, M., 2006. „El baile de cifras de los ‘sin papeles’”, in: URL: <http://www.extranjerossinpapeles.com/paginas/noticias/27%20de%20JULIO%20de%202006.htm> (23.08.2006).
- Kelly, Dorothy, 2000. „Selling Spanish ‘Otherness’ since the 1960s.”, in: Jordan, Barry/Morgan-Tamosunas, Rikki, (Hg.). *Contemporary Spanish Cultural Studies*. London: Arnold, 29-37.
- Kinder, Marsha, 1993. *Blood Cinema: The Reconstruction of National Identity in Spain*. Berkeley/Los Angeles: UCLA Press.
- Kristeva, Julia, 1990. *Fremde sind wir uns selbst*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Martínez-Carazo, Cristina, 2005. „Cine e inmigración: Madrid como espacio de encuentro/desencuentro y su representación en Extranjeras de Helena Taberna”, in: *Hispanic Research Journal* 6, 3, Oktober, 265-275.
- Martínez Veiga, Ubaldo, 2004. *Trabajadores invisibles: precariedad, rotación y pobreza de la inmigración en España*. Madrid: Asociación los Libros de la Catarata.
- Moyano, Eduardo, 2005. *La Memoria Escondida*. Emigración y Cine. Madrid: Tabla Rasa.
- Naficy, Hamid, 2001. *An Accented Cinema*. Exilic and Diasporic Filmmaking. Princeton/New Jersey: Princeton University Press.
- Ortega Pérez, Nieves, 2003. „España: Hacia una nueva política migratoria”, in: *Migration Information Source*, URL: <http://www.migrationinformation.org/Profiles/print.cfm?ID=99> (23.08.2006).
- Pérez Murillo, Ma. Dolores/Fernández Fernández, David, 2002. *La Memoria filmada*. América Latina a través de su cine. Madrid: Iepala.
- Richardson, Nathan E., 2002. *Postmodern Paletos: Immigration, Democracy, and Globalization in Spanish Narrative and Film, 1950-2000*. Lewisburg: Bucknell UP.
- Escrivá, Angeles, 2000. „The Position and Status of Migrant Women in Spain”, in: Anthias, Floya/Lazaridis, Gabriella, (Hg.). *Gender and Migration in Southern Europe*. Women on the Move. Oxford/New York: Berg, 199-225.

- Sánchez-Albornoz, N., 1988. „Medio siglo de emigración masiva de España a América”, in: Sánchez-Albornoz, N., (ed.). *Españoles hacia América*. La emigración en masa, 1880-1930. Madrid: Alianza, 13-29.
- Sandoval, Pablo X. de, 2003. „Me case con sus ‘papeles’. Se disparan los matrimonios de conveniencia con inmigrantes, que abren un nuevo negocio”, in: *El País*, 28. September, 30.
- Santaolalla, Isabel, 2004. “The ‘Road that Turning Always...’. Re-placing the Familiar and the Unfamiliar in Iciar Bollain’s *Flowers from Another World* (1999)”, in: *Studies in European Cinema* 1, 2, 129-138.
- Santaolalla, Isabel, 2005. *Los „otros”: etnicidad y „raza” en el cine español contemporáneo*. Zaragoza: Prensas Univ. de Zaragoza.
- Sauce, Sergio, 2005. „Las princesas desterradas de Fernando León de Aranoa”, URL: http://www.rojoynegro.info/2004/article.php?id_article=6420 (25.08.2006).
- Shohat, Ella, 1992. „The Struggle over Representation: Casting, Coalitions, and the Politics of Identification”, in: *Late Imperial Culture*, 173-190.
- Shohat, Ella/Stam, Robert, 1994. *Unthinking Eurocentrism*. London/New York: Routledge.
- Spivak, Gayatri Chakravorty, 1988. „Can the Subaltern Speak?”, in: Nelson, Cary/Grossberg, Lawrence, (Hg.). *Marxism and the Interpretation of Culture*. Chicago: UIP, 271-313.
- Terra Actualidad – EFE, 2005. „Colectivo Hetaira, el otro protagonista de la película *Princesas*”, in: www.terra.es, 01. September, URL: http://actualidad.terra.es/cultura/articulo/colectivo_hetairael_princesas_468426.htm (26.08.2006).
- Triana-Toribio, Núria, 2003. *Spanish national cinema*. London: Routledge.
- Van Dijk, Teun A., 1997. „Análisis crítico de las noticias”, in: *Mugaké*, Mai-August, 11-16.
- Vicente Torrado, Trinidad L., 2006. „La inmigración latinoamericana en España”, in: *Expert Group Meeting on International Migration and Development in Latin America and the Caribbean*. Department of Economic and Social Affairs, United Nations Secretariat, UN/POP/EGM-MIG/2005/12, URL: http://www.un.org/esa/population/publications/IttMigLAC/P13_Vicente.pdf#search=%22migraci%C3%B3n%20femenina%20Espa%C3%B1a%20cifras%22 (23.08.2006).